

P.o.germ.

2034

C

P.O. germ. 2034 c

<36604003310017

<36604003310017

Bayer. Staatsbibliothek

147521043

P.O. Germ. 3734 E

Ehrlos!



Ehrlos!

Novellen und Skizzen

von

Elisar von Kupffer.

Schreibe mit Blut: und du wirst
erfahren, dass Blut Geist ist.

Nietzsche.

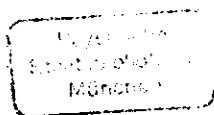
1.— 3. Tausend

Leipzig.

G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung.

6277 2084

Alle Rechte,
besonders das der Übersetzung vorbehalten.



Inhalt.

	Seite
Wohin gehst du	7
Betrogen	36
Verlobt	69
Der Nebenbuhler Gottes	99



Wohin gehst Du?

Öd ist die Gasse.

Hie und da züngelt ein Lämpchen
in seiner Laternenzelle wie das
böse Gewissen einer armen Seele.

Was huscht da für ein Schatten
an der Mauer wie ein gesenkter
Nebelstreifen des Herbstes?

Halt! Wohin willst Du, einziger
Wanderer, den ich traf?

„Wen suchest Du?“ redet der
formlose Geist zu mir.

Wen? Niemanden. Und doch —
Jeden Menschen suche ich.

„Warum hier?“

In der Nacht des Elends will ich
des Menschen Herz ergründen.

Da lachte der Geist. „Wo ist
Elend! Auch Du so Einer.“ Und
er wollte vorüber.

Höhnischer Geist, steh mir Ant-
wort. Warum spottest Du Meiner,

meiner ernstesten Gedanken? Wer bist Du?

Da lachte er wieder, dass es wie schneidendes Feuer mich durchglühte.

„Ich bin der Feind des Leumunds. Viele Leute nennen mich oft den Geist, der Herz und Nieren prüft. Ich sehe mit sehenden Augen. Du bist blind. Nun wende Dich ab.“

Mit nichten, heimlicher Geist; Du bist mir der rechte Geselle. Was verlangst Du? Lehre mich.

„Du!“ und sein Nebelrauchmantel schlug mir scharf ins Gesicht.

„Du musst blind werden, um sehen zu können — damit Du siehst, was da ward und nicht, was da ist. Du darfst nicht sehen wollen, sondern nur sehen. Weisst Du, was Ehre ist und Ansehen, Achtung und Liebe der Menschen?“

Mir deucht.

„Nichts sollst Du wissen, herrschte der Geist mich an. Um etwas zu wissen, muss man erst alles verlernen. Aus Nichts wird Etwas,

aber aus Etwas wird Nichts. Glaubst Du?“

Woran, o Geist?

„Was weiss ich. Halte mich nicht auf. An nichts sollst Du glauben. Aber auch zweifeln sollst Du nicht, wo Du siehst. Auch nicht, dass Du frei bist, sollst Du glauben, noch fühlen, dass Du ein Sklave Deiner Gedanken bist. — Du fürchtest Dich vor meiner Feindin, der öffentlichen Meinung? — Geh, geh, flüchte Dich hinter ihren Rock. — Ich bin der Geist des Sehens und diene Keinem, geschweige denn diesem Weibe und ihrer Zwillingschwester, der Mode, die mit Flitter und Tand morgen und heute, hier und da sich anders schmücken.“

„Es sei denn!“

Ein Schleier umwölkt mich, die Welt des Scheins versinkt für mich.

„So gehe, sprach der Geist, und schaue, was zu schauen ist.“

Und ich ging meines Weges.



Sie saßen beide allein.

„Ich liebe Dich,“ sprach er zu ihr mit sinnlichem Feuer, „nicht länger vermochte ich zu schweigen, Du liebes, süßes Mädchen.“

„Aber Dein Weib? —“ fragte sie ängstlich ihre Gegenliebe ver-ratend.

„Ach, was frage ich darnach. Mag sie mich hassen,“ erklärte er mit Beredsamkeit. „Lange genug habe ich entbehrt. Sie gab mir das Geld zum Studium und ich versprach ihr, sie zu heiraten. So sind wir Mann und Frau geworden. Aber das war keine Ehe, keine Gemeinschaft von Leib und Seele, nicht jene zaubervolle Harmonie, die das Herz erbeben macht. Schon lange fühlte ich, dass mir das Herrlichste fehlte — das Glück.“

„Du wirst es mir gewähren, ja mein Lieb?“

Sie schmiegte sich an seine Brust

und liess es geschehen, dass er ihr Gesicht mit Küssen bedeckte.

„Ach,“ sagte sie, „wenn sie Dich nicht freigiebt, nun — mögen mich die Menschen verachten, auch ehrlos nennen, mögen mich die Meinigen von sich stossen — dann gehöre ich Dir auch so an. Ja, ich liebe Dich, ich bin Dein. Eh' ich's Dir sagen durfte, schlug mein Herz für Dich. Leben ohne Dich ist mir kein Leben mehr.“

* * *

In einem kleinen Salon sass eine kleine Gesellschaft von Damen beisammen und schlürfte mit Behagen ihren Kaffee.

„Haben Sie gehört,“ sagte ein altes Fräulein, „Marie B. hat ein Liebesverhältnis mit dem berühmten Rechtsanwalt. Die Frau hat erst in die Scheidung gewilligt, dann verlangte sie aber eine so hohe Entschädigungssumme, dass der Herr Gemahl stutzig wurde. Jetzt hält das Mädchen wohl so zu ihm.“

„Was Sie sagen. Solch ein ehr-

loses Ding! Erst den Mann der Frau abspenstig zu machen und dann sich selbst wegzuworfen. Ich hätte das nie von ihr gedacht. Sie erhielt doch eine gute Erziehung.“

„Ja, das sind die flachen Weltkinder,“ warf eine Dritte dazwischen, „kein zartes Gemüt und kein Anstand.“

„Sie sind zu gütig, Frau Rat, es ist schon die zweite Tasse.“

* * *

Draussen im Laubwäldchen an einsamer Stelle lag ein junges Weib auf dem feuchten Boden — die Augen geschlossen, die vollen Lippen totenbleich und geöffnet.

Aus der frischen Wunde quoll das Blut auf das welke Erdreich. Daneben lagen eine Waffe und ein Blatt Papier. Auf dem Blatt stand geschrieben:

„Verzeih, wir müssen geschieden sein. Du kannst mein Weib nicht werden, denn meine Gattin willigt nicht darein, und ich habe mich

bedacht Es wäre ein Unrecht.
Es darf nicht geschehen. Sei mir
nicht böse, aber es ist aus. Ent-
schädigung werde ich Dir gern ge-
währen.

Dein Paul S.

Da fuhr der Wind durchs Laub
und fasste das Blatt und wirbelte
es durch den herbstlichen Hain.

Keine Hand griff darnach, nur
die Blätter raschelten.



Der klare Mondschein fiel durch die Fenster einer einsamen Stube und glitt so kalt an der Wand und über den Boden hin und — über das bleiche Antlitz eines Mannes. Er lag in einen alten Stuhl zurückgelehnt und schaute über die weissen Dächer in die dämmernde Ferne.

Tiefe Stille herrschte. Nur die Wanduhr sprach immer: tick tack, tick tack, so geht die Zeit und kehrt nicht wieder und man lernt zu, lernt anders denken, tick tack.

„Ja, es musste anders werden,“ seufzte der Mann, und eine Thräne nach der andern rollte langsam auf seinen Wangen herab und glitzerte wie ein Eiskrystall im Mondlicht.

„Mutter, Mutter, ich konnte nicht anders, ich konnte meinen Eid nicht halten. Ja, ich versprach Dir's, ich würde immer mich dem Glaubenskampfe weihen. Dem Gott, in dessen Namen sich Dein freund-

liches Auge brechend schloss, wollte ich treu bleiben — bis in den Tod. Ich schwor es und sterbend legtest Du die Hand zum Segen auf mein Haupt, ein tiefer Dank war mir Dein letzter Blick. Und nun, ach nun steh ich als Feind da auf dem Plane und kämpfe gegen Deinen Gott, gegen Dich und Deinen Segen. O bin ich nicht ehrlos und elend! Ich habe Dich, meine sterbende Mutter, betrogen. In Fluch verwandelt sich Dein Segenswort.“

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Segen, ach, und Fluch, sie sind Phantome. Es ist alles vorbei — ein Hauch, den der Wind davonträgt. Ich habe gekämpft, gebetet, und die Verzweiflung schlich immer näher heran. Das war das Elend. Wo war da Dein Gott? Ich habe um seine Hilfe gerungen. — Er konnte mich nicht hören, weil er nicht da ist.“

„Unseliger Irrtum, du bist bitter erkannt. Ich weiss es nun, dass

ich niemanden anzuklagen habe. Ich selbst bin angeklagt der Gotteslästerung.“

Er schluckte die Thränen hinunter und sie würgten ihn in seiner Kehle.

„Ich kann nicht anders, ich kann nicht.“ Und er sank in sich zusammen.

Tick tack, tick tack, tönte es wieder von der Wand, es wird noch anders kommen, ganz anders.

* * *

An gedeckter Abendtafel sass man in gemütlichem Kreise beisammen.

„Haben Sie gehört?“ sagte ein ehrwürdiger Herr, „dieser gefährliche Feind unseres Glaubens ist jetzt wegen Gotteslästerung vor Gericht gefordert worden.“

„Ja, ein schrecklicher, zuchtloser Mensch,“ warf sein Nachbar ein, „ich kannte ihn früher, er war immer ein extravaganter Mensch; aber das, nein Ehrwürden, das hätte ich doch nicht gedacht.“

„Ja,“ sagte der alte Herr, „und

die Eltern waren so fromme, gottesfürchtige Leute, thaten immer ihr Bestes; ich kannte sie ja auch. Sich so ruchlos gegen das Heiligste zu versündigen, nachdem er öffentlich sich zu uns bekannt hatte.“

„Auch das noch, Ehrwürden.“

„Jawohl an seiner Mutter Sarge schwor er dem Einzigwahren stets treu zu bleiben, und er widmete sich dem Dienste des Herrn. Nun uns so blozustellen!“

„Ist das ehrlos!“

„Ja, der Mensch muss gar kein Gefühl und kein Herz mehr haben.“

„Aber wünschen Sie nicht eine Cigarre, echt importiert?“



Er war ein Graf. Er hatte keinen gewöhnlichen Verstand. Er war sogar nicht hässlich, aber die Hauptsache fehlte ihm — er war bettelarm.

Des Abends hungerte er, des Morgens nicht minder und wenn er zu Mittag ass, so wurde er nicht satt. Nur scheu schlich er sich in das ärmliche Wirtshaus, nannte dort nie seinen Namen und bezahlte darum alles bar. Oft blieb er ohne einen Bissen Brot, weil er sich schämte, wie ein Arbeitsmädchen sich die Brötchen zu kaufen. Sass er in einfacher Gesellschaft, so sahen die Leute den Mann mit den feinen blassen Zügen sonderbar an und guckten auf die feinen aristokratischen Hände. Er fühlte sich gebrandmarkt, als läse man seinen Adel mit roten Lettern auf der Stirn.

Frug ihn ein Bekannter: „Herr Graf, warum leben Sie so zurückgezogen? Es ist nicht gut für einen jungen Mann. Warum Menschenfeind sein und leben, wie mit bösem

Gewissen? Die Erde ist schön und das Leben gehört der Jugend.“

Dann antwortete er wohl: „Ich bin hier und dort gewesen.“ Oder: „Das Leben hat keinen Reiz für mich, ich übe mich im Entsagen.“ Er lächelte auch dabei, damit man glaube, es sei so und nicht anders.

Aber er log, denn er hatte das Leben von Herzen lieb. Eines Tages raffte er seine Kraft zusammen. Er war zu Ende mit seinen Mitteln und um eine Stellung hatte er sich bis jetzt vergeblich bemüht. Er hatte gelesen, die Marienkirche suche einen Küster. Er meldete sich beim Prediger, als Einer unter vierzig Kandidaten.

Als er vorgerufen wurde, nannte er den Namen, aber den Grafentitel verschwieg er.

„Was waren Sie?“

„Nichts,“ sagte er.

Aber der ehrwürdige Herr verlangte Papiere, er wollte sein Gewissen sichern. Da stand's ja geschrieben. Fast wollte der ehr-

würdige Herr sich ereifern über die ehrlose Lüge des Kandidaten, aber er besann sich auf eine milde Form und sagte: „Herr Graf, das ist keine Stellung für Sie. Ich bitte — Sie werden entschuldigen, es kann uns nur peinlich sein einen so noblen Herrn unsern Diener zu nennen. Sie werden verstehen. —“ Und der Graf verstand. Er empfahl sich und ging.

* * *

Es war Abend. Die Laternen brannten.

In dem Kanal neben der Kirche gab es einen dumpfen, plätschernden Ton.

Andächtig schritten die Leute zum Gottesdienst.

Auf der Kanzel der Marienkirche stand der ehrwürdige Herr. Er sprach über die ehrlose Mode des Selbstmordes. Eine Feigheit nannte er ihn, die sogar Menschen mitmachten, denen ihre Bildung sagen sollte, wie frevelhaft es sei.

Beifällig nickte mancher mit dem Kopfe.



Auf dem Fenstersims eines armen Dachstübchens der Vorstadt flackerte ein mattes Lämpchen. Die Schatten huschten hin und her an der nüchternen Wand, die nur ein Kreuz und ein Bildchen zierten.

In der düsteren Ecke lag auf dem Bette ein armes, sterbenskrankes Weib und vor ihr kniete ein junges Mädchen. Sie schluchzte und küsste die mageren, welken Hände der Kranken.

„Armes Kind, armes Kind,“ murmelte das Weib, „Du bleibst so allein. Gott schütze Dich.“ Dann bewegten sich lautlos die fahlen Lippen, die Schmerzen nagten an ihr und sie schloss die Augen.

„Mutter, Mutter, stirb nur jetzt nicht!“ flehte das Mädchen in Todesangst und horchte gespannt auf ihren Atem.

Die Augen öffneten sich auf einen Augenblick, doch wie verständnislos.

„Mutter, Du musst Stärkung haben. Ach Gott, die Arznei und

der Wein sind so teuer. Mutter willst Du nur auf mich warten und nicht sterben? Ich werde mit den Streichhölzchen und der Arbeit auf die Strasse gehen, vielleicht bekomme ich soviel, dass ich Dir die Arznei und ein Gläschen Wein bringen kann. Ja, Mutter?“

Die matten Augen öffneten sich wieder und ein leises Lächeln spielte in den schmerzvollen Zügen.

„Ja, mein Kind.“

Das Mädchen ging. An der Thür traf sie noch ein liebevoller Blick, dann schlossen sich die müden Augen.

Draussen wehte ein scharfer Wind. Das junge Ding fror, aber sie stand und stand, und bat jeden, der vorüber ging, er möchte ihr doch etwas abnehmen. Aber die meisten gingen kalt und gleichgültig vorbei. Die Thränen traten ihr in die Augen, aber sie schämte sich zu weinen.

Da kam ein feiner Herr des Weges.

„Was stehst Du hier so, was? Dich friert wohl?“ fragte er sie.

„Ja,“ sagte sie kleinlaut, „wollen Sie mir nicht etwas abkaufen.“

„Ei, so ein hübsches Kind wie Du braucht doch nicht draussen zu stehen und zu frieren. Lass Deine paar Sächelchen und komm. Du sollst es schon warm haben.“

„Wohin?“ fragte sie ihn ängstlich.

„Kind, Du wirst doch nicht Angst haben vor mir,“ sagte der feine Herr. „Du sollst mich bloss ein wenig lieb haben. Ich werde Dir's vergüten. Du sollst schöne Kleider und Essen und Trinken haben.“

„Willst Du mir eine Flasche Wein schenken und etwas Geld?“ fragte sie schüchtern.

„Ja, ja, Du sollst alles haben. Komm nur, mein Kind.“

Er umschlang sie und küsste sie. Sie liess es zitternd geschehen. Sie dachte, von den Sachen hätte sie doch nur fünfzig Pfennig und das langte nicht für alles und sie brauchten's daheim so notwendig. Und sie ging.

„Sieh,“ sagte einer der Vorüber-

gehenden zum andern, „das ist auch wieder solch' ein ehrloses Mädchen, das ihren Körper verkauft. O diese gesunkenen Menschen. Dass ihnen das nicht unangenehm wird.“

„Ach bei denen ist ja jedes Gefühl schon abgestumpft,“ sagte der andere. Und sie traten lachend ins Café.

* * *

Als das Mädchen mit Wein und Arznei in die Stube trat, da flackerte das Lämpchen, wie im Erlöschen und die Schatten waren einförmige Riesen geworden. Es war still, ganz still. Kein Atemzug störte die Spinnen, die ihre Netze im Winkel woben. Das Mädchen weinte und weinte. Wie ein bleierner Fluch lag es auf ihr. Dann nahm sie die Flasche und trank und trank, bis sie einschlief. Das Lämpchen war auch erstorben. Nur der Mond lugte neugierig herein von der Strasse durch die Scheiben.



„Du bist ein Lump, wenn Du nicht für die Sache der Freiheit stehst,“ rief Max seinem Kommilitonen zu.

„Ich mag die Herrschaft des Pöbels nicht, die auch den Geist erniedrigt,“ erwiderte der Geschmähte mit erregter Stimme.

„Dann bist Du ein reaktionärer Feigling.“

„Ich fordere Dich,“ tönte die Stimme des Verletzten.

„Auf Tod und Leben!“ rief jener.
„Wir wollen das Los werfen; wen es trifft, der muss sich selbst beseitigen, damit das Gericht nicht eingreift — binnen drei Tagen.“

„Gut!“

„Wer es unterlässt, ist ehrlos.“

Das Los ward geworfen; es fiel auf den Beleidigten.

Zwei Tage war er, wie im Fieber, umhergegangen — zum Tode ver-

urteilt. Kaum einige Stunden hatte er des Nachts geschlafen. Und jetzt nahte der dritte Tag sich seinem Ende. Er sass in seinem Zimmer. Die Vorhänge waren vor das Fenster gezogen, ein matter Dämmererschein herrschte im Raum. Auf dem Tisch vor ihm lag ein Revolver. Qualvolle Stunden! Und doch schienen ihm die Minuten mit rasender Eile dahinzufiegen. Bis jetzt hatte er es gar nicht gewusst, dass das Leben so schön sei.

„War es denn wirklich schön?“ frug er sich. „Habe ich nicht oft gewünscht, es möchte das letzte Mal sein, — und jetzt, wo ich selbst mich befreien soll, da erscheint mir mit einmal alles so begehrenswert, was ich noch nicht gekostet habe. Ich möchte nicht scheiden, selbst von dem Leid nicht, das mir zur Gewohnheit ward.“

Noch einmal zogen alle Bilder der Vergangenheit durch seine Seele, alle Lehren, die er als Kind gern entgegengenommen hatte. Er fragte

sich ob ein solcher Schritt mit seinem Gewissen vereinbar sei.

„Ist es nicht ehrlos — ist nicht Wort halten das erste Gebot? Glaube ich denn an jene Lehren der Kindheit noch? Nein. Wie darf ich denn leben, wo ich mein Leben verwirkt habe? Was ist Ehre? Mein Ruf bei den Menschen. Wozu lebe ich? Für die Menschen? — Nein, nein, ich lebe selbst — eine Welt für mich. Ich fühl's jetzt in meinem Innern, wie es mich immer leben heisst.

„O heuchle nicht! Es ist nicht wahr, dass jeder Mensch lebt, wie Einer unter Vielen. Nein, ich bin die Welt, meine eigene Welt und mit mir geht sie unter. Ha, diese Phantome um mich, die ich nach mir gestalte, die in Nichts vergehen können, während ich lebe, sollten von mir verlangen dürfen, dass ich, der Schöpfer, meine eigene Welt vernichte?! Was ist mir die Welt ohne mich! Bin ich nicht das, woran ich selbst glaube?“

Es war dunkel. Er riss den Vorhang beiseite. Immer näher rückte der Zeiger der letzten Stunde.

„Ehrlos, ehrlos ist nur der, der sich selbst verachtet. Und ich verachte Alle — nur nicht mich. Leben will ich!“ schrie er und schleuderte die Waffe in die Scheiben, dass sie klirrend zersprangen.

* * *

Rot ging der Mond am Horizont auf. Zwei Männer machten unten Halt.

„Jetzt wird er wohl tot sein,“ sagte der eine.

„Wenn er Ehre im Leibe hat,“ sagte der andere.

Auf den Steinen blinkte der Lauf einer Waffe.



Im Wirtshaus zum Franziskaner sah es so fremd, so still aus. Die Tische, sonst besetzt von fröhlichen Gästen, standen leer und einsam. Nicht anheimelnd war das Licht, das von dem Kronleuchter durch den öden Raum strömte und mit neugierigen Fingern in jedes Winkelchen tastete.

Die Kellner unterhielten sich. Der nächste Abend sollte sie entschädigen, heute war nichts zu erwarten.

Es war heilige Weihnacht.

In der äussersten Ecke sass ein einsamer Mann — doch nicht so ganz einsam, seine Gesellschaft waren zwei Flaschen feurigen Weines; die verstanden ihn. Er trank und trank. Was stiegen da für leichte Bilder vor seiner Seele auf. Nicht Träume waren es. Was wollten die Thränen? War es nicht heiliger Abend, der schönste Abend im Jahr,

der so selig macht. Von hellen Kerzen strahlte der duftige Baum und da lagen Geschenke; Bilderbücher, ein Steckenpferd . . .

Erst war sein Auge wie geblendet von dem Lichterglanz. Er faltete die Händchen — sprach ein Gebet — und dann, welche herzliche Freude! Wie war alles so schön, so weihnachtsschön! Bist Du zufrieden, mein Kind, freust Du Dich? Jawohl, liebe Mama. Und er küsste und herzte sie.

* * *

Wieder war's heiliger Abend. Er war jung und hübsch, ein schlanker Bursch, so stand er da in seliger Spannung. Draussen stürmten die Flocken, aber drinnen im traulichen Heim strahlte ein Lichtmeer — es war Herzenswärme.

In bewusster Liebe errötete das dunkelblonde Mädchen und ihre kindlich frohen Augen senkten sich, als er auf sie zuschritt. An der Brust steckte seine Rose, eine Weihnachtsrose.

„Mein herziges Lieb,“ flüsterte er, „das soll uns ewig binden“ und drückte ihr einen schmalen Goldreifen auf den Finger. — — — War das Weihnacht? Er kniete und weinte. Die Thränen wollten ihn schier ersticken. Was half es, es blieb doch wahr. Da lag sie, das junge Ding mit dem blassen hübschen Antlitz, als hätte der Tod sie geküsst, der grausame Nebenbuhler.

Jugend und Schönheit mit Gram und Tod vermählt; wie hässlich ist das. — Es blieb doch wahr.

Jetzt weinte er nicht, nein — er trank und trank und feurige einschläfernde Wärme stieg zum Herzen und in seiner Seele dämmerte es — aber die Bilder schwanden. Er sah nicht mehr die leeren Tische und Stühle, er sah — nichts.

Drei junge Leute, Studenten aus der Fremde, sassen entfernt von ihm.

„Seht doch den,“ sagte der eine von ihnen, „sogar am heiligen Abend säuft er sich an. Der liegt noch heut unterm Tisch. Bei dem ist

wohl alles Ehrgefühl ersoffen. Prosit aufs nächste Jahr! Da hat man einen besseren Anblick. Prosit das schöne Fest und alle, die es zu achten wissen!“



Auf dem Tische lag ein Friedensschluss und harrete der Unterzeichnung.

„Unser Gegner, der unruhige König Karl ist gestorben und unsere falschen Freunde haben sich nun sorglos auf die Seite seines Landes geschlagen. Die Toten fürchtet man nicht und braucht uns also nicht mehr. Die Mündung der Oder bleibt uns entrissen,“ so meldete ein Rat dem Fürsten.

„Ha, so sind wir verraten und verkauft!“ brauste der Fürst auf und seine Augen leuchteten ingrimmig, wie die eines Adlers, dem die Füchse das Wild vorweg fingen. „Auch unser stolzer Stammesbruder hat uns preisgegeben. Auf wen soll man noch trauen! Alles ist vernichtet. Unser Land uns verloren, das wir zurückerstrebten. Die Hoffnung auf eine glorreiche Herrschaft zur See zertrümmert.

von Kupffer, Ehrlos!

Und das alles, nachdem wir Ströme Blutes vergossen und Siege gewonnen haben.“

Mit tiefem Schmerz unterzeichnete er das Blatt mit dem schimpflichen Friedensvertrag und schleuderte die Feder von sich.

„Ein Rächer wird uns erstehen aus unserm Blute!“

Dann wendete er sich zu seinem Rate: „Wir müssen einstweilen unserm übermütigen Feinde im Westen, dem Sonnenkönig, die Hand reichen, denn unser brüderlicher Erbfeind an der Donau will uns zum Diener erniedrigen. Wir müssen uns retten, uns Freiheit, Ansehen und Wohlstand, das Dasein unseres Volkes durch Proteuswindungen erkaufen, bis der Augenblick der Befreiung kommt.“

* * *

Der matte Schein einer Arbeitslampe fiel auf die Folianten und Akten eines Studiertisches.

Ein kleines Männchen sass daran

und blätterte eifrig und notierte hier und da, mit dem Kopfe schüttelnd.

„Eine ehrlose Politik,“ murmelte er vor sich hin, die trüben Gläser seiner Brille abwischend, „eine ehrlose Politik, die dieser Fürst geführt hat. Statt treu und standhaft zu einem und seinem Herrn zu halten, wechselt er mit Wind und Wetter die Farbe. Wo bleibt da der Imperativ der Sittlichkeit!“

Und wieder vergrub er sich und zählte die Gefallenen der grossen Schlacht, als wären es Fliegen, die der ewige Kriegsherr mit seiner Klatsche schlug.

„5000 Kavallerie und 12000 Infanterie macht in Summa 17000.“



Betrogen.

Adelheid van Booren war eine schöne elegante Dame, der die Gesellschaft den Tribut der Bewunderung zollte; in der That er gebührte diesem Weibe, das mit allen Vorzügen ausgestattet an der Seite eines ungeliebten Mannes stets liebenswürdig und bezaubernd erschien, als wäre ihres Glückes kein Ende.

Freilich, wer ahnte, was in dem Herzen dieser jungen Frau vorging. Ihre stolze Schönheit erhielt die Weihe geheimnisvollen Reizes, wenn ihre grossen Augen melancholisch in die Welt blickten. Es waren verschleierte Augen, durch deren seidene Wimpern die Leidenschaft

nur verstohlen aufleuchtet. Eine scheinbare Ruhe und Kälte hielt den Fremden in gemessener Entfernung.

Die Eingeweihten, und deren sind wenige, wissen, dass unter languisanter Hülle ein Feuer glüht, das alles versengen kann, wenn die Gefühle in Wallung geraten.

Die Frau des reichen Kommerzienrats van Booren brauchte nur zu wünschen und der Wunsch ging in Erfüllung, wenn er der Bequemlichkeit des Gatten nicht widersprach.

Eine Frau, deren Glück der glänzende Tand des Lebens ausmacht, hätte sich wohl gefühlt im Genuss der kleinen Macht. Van Booren war stolz auf seine Gattin, wie ein junger Monarch auf seine Krone, die er an Feiertagen zur Schau trägt; er hätte keinen Fleck auf dieser Krone geduldet, denn er konnte es sich erlauben, die Launen eines Weibes zu befriedigen, dem er Diamanten als Spielzeug hinwarf.

Und der Neid zahlloser Frauen

musste das Glück Adelheids noch erhöhen.

Der kleine Kommerzienrat mit dem grauen Haar, dem vollen Gesicht und den dünnen zusammengepressten Lippen, schätzte die Frauen nicht viel anders, als hübsche Kinder. Er glaubte, dass man eine Frau nur zu verwöhnen brauche, um ihre Liebe zu gewinnen.

Aber Adelheid war ein Weib zur Liebe geschaffen.

Wenn sie mit ihren Bewunderern spielte, so geschah es nicht, weil das ihre Lebensfreude ausmachte, sondern weil sie das Bedürfnis nach Bewunderung hatte, da die Liebe ihr fehlte, ihr fehlen musste.

Ihr bedeutete die Liebe kein geistvolles Schwärmen in einem aufgeputzten Salon, sondern volles Ausleben der schlummernden Kräfte. Und konnte sie das, ohne an die Ehre des rechnenden Pedanten zu tasten, dem sie angehörte, ja an ihre eigene Ehre?

Alles, was ein Mensch besitzt,

der nicht glücklich ist, macht sein Ansehen bei den Leuten aus; erst wo die Ehre aufhört zu herrschen, fängt die Liebe an.

Adelheid war das Kind eines armen Edelmannes gewesen, dem nichts mehr am Herzen lag, als den Namen seiner Familie zu heben und seinem Sohne eine Unterstützung zu verschaffen, damit er sich um eine standesgemässe Stellung bewerben könne.

Dazu musste die Tochter verhelfen, deren Schönheit wohl geeignet war, einen wählerischen Mann zu befriedigen. Der Kommerzienrat van Booren willigte gern in eine Unterstützung seines jungen Schwagers. So war Adelheid, die kaum dem Kindesalter entwachsen war und mit lebensfrohen Augen in die Welt blickte, Frau Kommerzienrätin geworden.

Es war ein wundes Herz, das sie in die Ehe mitbrachte, aber die junge Frau suchte sich einzureden,

dass die Zeit und ihre glückliche Lage diese Wunde heilen werde.

Anfangs gefiel sie sich in dem Machtgefühl, ihre Wünsche erfüllen zu können. Ihr Gemahl störte sie nur in den freien Stunden, die ihm kärglich zugemessen waren. Wenn er sie mit einem neuen Geschenke überraschte, hatte sie wohl ein freudiges Lächeln gehabt, aber jedes Liebeszeichen des Mannes, welches die Grenze der Aufmerksamkeit überschritt, jede persönliche Annäherung war ihr eine Quelle bitterer Enttäuschung geworden.

Herr van Booren hatte ein Leben voll Erfahrungen hinter sich, er war mit verausgabten Kräften in die Ehe getreten. Er konnte nicht mehr der Mann sein, dessen Adelheid bedurfte, deren weibliche Kraft erst jetzt zu voller Reife gelangte. Hätte sie auch sonst ihre Achtung ihm nicht versagen mögen, das Bewusstsein der Altersschwäche ihres Gatten erfüllte sie zuletzt gegen ihn mit Abscheu und Hass.

Ihre Nerven wurden gereizt und abgespannt. Sie reiste wohl im Sommer ins Bad, aber die Kuren fruchteten nichts. Weder Zerstreuung noch Ärzte konnten ihr helfen. Der Feind ihrer Lebensfrische war diese selbst. Der muntere Vogel im Käfig rüttelte vergeblich an den vergoldeten Stäben.

Freilich die Welt ahnte davon nichts. Für die Gesellschaft war Frau van Booren nur die gefeierte, beneidenswerte Glücksgöttin.

Oft hätte sie ihrem Herzen Luft machen mögen und ein Hohnlachen anstimmen über die Artigkeiten der grossen Welt, aber sie biss sich auf die Lippen und lächelte blos graziös oder malitiös, je nachdem es sich machte.

Wer ahnte etwas von dem bunten Stolz ihrer Gedanken, von den verbotenen Früchten, die ihre Phantasie kostete, wenn sie in ihrem mit feurigen Rennern bespannten Wagen durch den Tiergarten oder unter den Linden dahinfuhr. Sie

hätte es auch nie gewünscht; nein, nie sollte die neugierige, schaulustige Menge in ihr krankes Herz blicken, denn das Mitleid der Leute hätte sie nur mit Schmerzen gedemütigt. Das wäre freilich ein Stoff für die Reporter der Residenz gewesen!

Sollte sie um eine Trennung nachsuchen? Weshalb? Weil ihr der Gatte kein Gatte mehr war?

Das hätte man nur als heilige Narrheit bewitzelt; wer legte ihr denn Zwang auf: konnte sie nicht dem Leben ihren Tribut zollen und doch in geachteter beneideter Stellung bleiben.

Aber das verachtete sie, sie wollte ihr Haupt nicht beugen müssen, bloß weil der Zufall sie zu einem Scheinleben bestimmte. Niemand konnte ihr helfen, sie musste eben leiden.

Die Zeit hatte das Weib in ihr gereift, aber nicht bloß das, sie begann auch zu erwägen, ob das Schicksal ein Recht habe ihr das

zu versagen, was die Natur von ihr forderte: das Ausleben ihrer Kräfte. Sie kannte niemanden, dem sie voll und ganz hätte vertrauen mögen. Sie wäre gewiss auch zu einem Opfer fähig gewesen, — so dachte sie, — trotzdem sie sich in ihre glänzende Rolle äusserliche eingelebt hatte.

Sie rang nach innerer Zufriedenheit, nach der Kraft der Entsagung, aber vergeblich, der Friede blieb ihr fern. Sie hatte eine lebhaft Phantasie und einen guten Verstand, wenngleich das Gefühl bei ihr überwog, und wusste ihre Gäste zu fesseln.

Sie wetteiferte mit dem Künstler in geistreichen Problemen, mit dem Diplomaten spottete sie über Politik. Aber noch hatte keiner die Grenzen konventionell-erlaubter Höflichkeit überschritten, sei es aus Respekt vor der Stellung van Boorens oder gerade weil das schöne, immer gleich hoheitsvolle Wesen Adelheids alle in einen Bann that, so dass ihnen der Gedanke an eine vertrauliche

Annäherung von Anfang an ausichtslos erschien.

Gerade diese innere Einsamkeit Adelheids, ihr ungestilltes Sichverzehren und die allseitige Ehrerbietung und Bewunderung brachten es dahin, dass sie sich in ihrer Eigenliebe zu sonnen begann.

Jemehr sie das Leben kennen lernte, während es ihr doch fern blieb, und sie sah, dass nichts, als ein Umsturz jener Ordnung, die als heilig galt, sie befreien konnte, umsomehr entfremdete sich ihr Gemüt den Satzungen ihrer Kindheit. Die Sitte war daran schuld, dass niemand es wagte an sie heran zu treten, dass es nicht sein durfte. Die Sitte zwang sie selbst zum Schweigen und zum frohen Lächeln. Sie sehnte sich nach einem Menschenherzen und es kam eine ganze Gesellschaft, und sie war froh, wenn diese wieder ging und sie ihren Träumen nachhing. War sie dann einsam, so fehlte ihr doch wieder der Mensch und ihre Phantasie be-

lebte ihre Einsamkeit mit dem, wonach sie sich sehnte.

Das war Adelheids Leben.

Da eines Tages brachte ihr van Booren einen neuen Gast ins Haus.

Er war ihr nicht ganz fremd, dieser Dr. Albert Gurten. Sie hatte ihn gekannt, bevor sie Frau Kommerzienrätin wurde. Er studierte damals noch und sie war ein blutjunges Mädchen. Er hatte ihr recht den Hof gemacht, aber das war auch der Höhepunkt ihrer Bekanntschaft gewesen. Ob er es jemals ernst gemeint hatte, das hatte Adelheid nie erfahren.

Er war ziemlich derselbe geblieben. Dunkelgraue Augen blickten feurig unter schmalen Lidern hervor, ein blonder Vollbart umrahmte das frische Gesicht. Die hohe kräftige Gestalt bewegte sich sehr elegant; wenn er lächelte, so zuckte es bisweilen um seinen Mund halb sinnlich, halb ironisch. Er war eine Verbindung von Mephistopheles und Don Juan in einer Person.

„Dr. Gurten wird unser Hausarzt werden, Adelheid. Du hast doch nichts dagegen? Er hat sich in kurzer Zeit einen Ruf gemacht,“ hatte van Booren seiner Frau gesagt.

Adelheid schwieg, obgleich eine innere Unruhe sie ergriff. Aber was sollte sie dagegen einwenden.

„Er soll verlobt sein,“ fügte van Booren hinzu.

Ach so, dachte Adelheid, ein Mann wie alle Männer. Sie kannte in Wahrheit keinen ausser ihrem alternden Gatten.

Die erste Begrüssung zwischen den Jugendbekannten war äusserst förmlich gewesen.

Als er wieder kam, war Adelheid allein.

„Sechs Jahre sind vergangen, gnädige Frau, seit ich das Glück verscherzte Sie zu kennen,“ sagte Albert Gurten.

„Es war der gewöhnliche Lebensschritt einer Frau, der mich Ihren Blicken entzog, Herr Doktor.“

„Aber Sie haben mich nicht ganz vergessen?“

Alberts Augen leuchteten auf, er weidete sich an dieser reifenden schönen Erscheinung.

„Sie haben wenig dazu gethan, sich in meinem Gedächtnis zu erhalten,“ entgegnete Adelheid mit absichtlicher Ironie.

„Wie hätte ich das gewagt!“

Seine verzehrenden Blicke strafte die Bescheidenheit seiner Worte Lügen. Adelheid begann, sich nicht mehr sicher zu fühlen, ihr war, als erforschte er jeden Zug, jede Regung ihres Körpers.

„Sie werden mich für unartig gehalten haben,“ sagte Dr. Gurten.

„Wieso?“

„Weil ich damals so plötzlich verschwand, als Sie die glückliche Gattin des Kommerzienrates wurden.“

Adelheid biss sich auf die Lippen. Es entging ihm nicht.

„Aber es giebt im Leben Augenblicke,“ fuhr er fort, „wo die Unart entschuldbar, wenn nicht ratsam ist.“

Sie suchte abzulenken.

„Gewiss, Herr Doktor, betrachten Sie sich als gesüht. Indess ich vergesse zu fragen, wie es Ihnen ergangen ist. Sie haben das Glück des Lebens auch schätzen gelernt“ — dieses ‚auch‘ kostete ihr starke Überwindung — „Übrigens Sie waren nie kopfhängerisch.“

„O doch, ich bin es geworden.“

„Ach, das war wohl eine vorübergehende Laune. Man sagt Verliebte pflegen melancholisch zu werden.“

Albert wollte reden, aber sie fuhr schnell fort: „Jetzt sind Sie doch gewiss sehr glücklich. Sie erfreuen sich eines Rufes, wie mein Gatte mir sagte; und dann, Herr Doktor, man darf Ihnen wohl gratulieren, wenigstens eine alte Freundin — Sie sollen verlobt sein.“

„Ich verlobt! Wo denken Sie hin, gnädige Frau.“

„Ich hörte . . . So, Sie wollen die Freiheit genießen.“

„Mit der Freiheit hat es seine eigene Bewandtnis; man kann frei

sein und doch nicht — sich frei fühlen. — Gestatten Sie, dass ich Sie Freundin nenne?“ —

Adelheid stutzte. „Wenn wir unter uns sind. Wir waren doch gute Freunde. Sie sagten es selbst.“

„Das ist ein armes misshandeltes Wort, Herr Doktor; aber wie Sie wollen.“

Die Ungezwungenheit, die er im Umgang mit ihr zeigte und an die sie seit ihren Kindertagen nicht mehr gewohnt war, verwirrte sie. Gerade dieses sichere Benehmen gab ihm Gewalt über sie. Sie bemühte sich ebenfalls zwanglos zu scheinen.

„Also Sie fliehen noch einstweilen das häusliche Glück,“ sagte sie in halb scherzendem Tone.

„Nein, mich flieht das Glück.“

„Nun, vielleicht nicht ohne Ihre Schuld.“

„Sie haben gut scherzen, verehrte Freundin, aber wer die Kosten trägt, das bin ich.“

„Sie?“ Sie bereute diese kleine von Kupffer, Ehrlos!

Frage, aber unbewusst schnell war ihr das Wort entschlüpft.

„Ja, in der That, wie es scheint, ich ganz allein. Denn Sie scheinen sehr glücklich zu sein.“

Er spielte mit seinen Handschuhen, während sein Blick unentwegt auf ihr ruhte, ganz gefangen von ihrer errötenden Schönheit und den schwellenden Formen ihres Körpers. Er glaubte sie zu durchschauen, umsomehr da er der Arzt ihres Gatten war. Dass diese jugendliche Kraftfülle, die er vor sich sah, litt und eines Arztes bedurfte, das schien ihm wahrscheinlich.

„Aber ich bitte, Herr Doktor, von meiner Person kann doch nicht dabei die Rede sein. Wie sollte ich Ihrem Glück im Wege stehen?“

Sie bemühte sich krampfhaft ihrer Aufregung Herrin zu werden.

„Sie suchen zu vergessen, Adelheid, dass ich vor sechs Jahren einem jungen Mädchen, dessen zauberhafte Reize mich fesselten, meine Neigung nicht verhehlt habe. Muss

ich Ihnen noch heute wieder sagen, wer jenes holde Mädchen war? Gewiss ich war jung und leichtsinnig, doch ich konnte damals noch kein Glück auf sicherer Grundlage bauen — aber die Wunde, die Sie mir damals schlugen, habe ich eben noch.“

„Was sagen Sie mir da! Sie werden mir doch nicht ernstlich einen Vorwurf daraus machen wollen, dass ich nicht aus ein paar artigen Komplimenten den Schluss zog, dem Willen meines Vaters trotzen zu müssen.“

Sie erhob sich und trat einige Schritte zurück, da die Gegenwart des Mannes ihr gefährlich zu werden drohte. Die halbvergessene Neigung ihrer Kindheit, welche wieder erwachte, verstärkte noch den Eindruck. Sie glaubte sich vergessen und ihn glücklich verlobt, und nun behauptete er unglücklich zu sein um ihretwillen. Das musste ihrem Herzen schmeicheln.

Was war ihr der Gatte? Und dieser — ?

„Wie, Sie zürnen mir?“ frug Albert, der sich nun gleichfalls erhoben hatte, mit erstaunter und doch einschmeichelnder Stimme.

„Ein andermal, Herr Doktor, ein andermal,“ sagte Adelheid, „ich kann nicht mehr. Sie sollen mein Arzt sein und, statt mich zu heilen, vergiften Sie mich.“

„Ich Sie vergiften, Sie Adelheid! Was für Gedanken haben Sie! Trauen Sie mir das zu?“

„Ist es kein Gift, das Sie jetzt in den Frieden meines Lebens streuen, damit es meinen Körper anstecke und verzehre?“

„In den Frieden Ihres Lebens? — Haben Sie denn Frieden?“

Sie wollte entgegnen, aber die Worte erstarben ihr auf der Zunge.

„Nein, suchen Sie mich nicht zu täuschen; es ist vergeblich. Ich kenne Ihren Gatten, ich weiss, was er Ihnen ist und was er Ihnen nicht ist.“

Adelheid durchzuckte es, als hätte eine Natter sie gestochen. Was

war dieser Mensch? Was wagte er aus ihr zu machen! Sie war doch so geachtet und gefeiert. Wie stand sie da vor ihm, als hätte er sie bei lebendigem Leibe seziert. Sie wusste nicht, wie ihm das Recht, wie ihm die Macht dazu ward. Wenn sie nur hätte fliehen können vor diesem Begehren, das aus seinen Blicken sprach. Sie glaubte seinen Odem zu spüren. Ihr fehlte die Kraft zu einer stolzen, verweisenden Sprache.

„Lassen Sie mich, wenn Sie mich lieb haben, lassen Sie mich!“

Aber Albert, der sein Opfer gefangen sah, war nicht der Mann dazu, es aus seinen Händen zu geben. Es war ein schönes edles Wild, das er gestellt hatte.

„Wenn ich Sie liebe, darf ich Sie nicht lassen, nein, Adelheid, das wäre nicht Edelmut, es wäre Grausamkeit. Ihr Glück, Ihre Liebe ist mir heilig. Sie haben Reichtum, Ansehen, Bewunderung und doch fehlt Ihnen das, was des Weibes,

ja des Menschen Wohlsein und höchste Wonne ausmacht, die Liebe. Sie wollen geliebt sein. Ihr Schweigen verrät es mir selbst. Warum sollten Sie allein dieses ersten herrlichsten Anrechtes der Natur verlustig gehen? Warum soll all die göttliche Lebensfülle, die diesen schönen Körper bewohnt, in Einsamkeit verwelken? Adelheid, warum?“

Ihre Augen waren halb geschlossen, sie wagte nicht mehr sie zu öffnen. Ihr Busen hob und senkte sich stürmisch vor Aufregung.

Schon nahte er ihr, schon fasste er ihre Hand. Sie entzog sie ihm nicht; auch das vermochte sie nicht mehr. Ein warmer wonnesamer Schauer ging durch ihren Körper.

„Adelheid,“ tönte die Stimme des Versuchers an ihrem Ohre, „Du sollst das süsse Glück der Liebe kosten. Ich selbst will Dein Arzt sein. Liebes, wunderbares Weib!“

Er strich ihr über das Haar und über die heissen Wangen. Sie schwieg.

„Dein Schweigen ist auch süß,“ sagte Albert, „denn es gesteht mir Deine Liebe. O Du schönes Weib!“

Er schlang seine Arme um ihren Hals und bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen, als wolle er allen Zauber des Lebens aus diesem ro-sigen Quell schöpfen.

Adelheid sank in seine Arme. Sie wusste nicht, wie ihr geschah, sie fühlte nur, dass die Wonne des Lebens sich wie ein berauschender Duft über sie ergoss, der sie zu betäuben drohte.

Das war es, wonach sie sich gesehnt hatte, ohne sich dessen klar bewusst gewesen zu sein. In den Armen dieses liebenden Mannes ward sie scheinbar willenlos. Sinnes-trunken entkleidete Albert sie. Sie liess es geschehen. Er drückte sie an sich. —

Purpurübergossen eilte Adelheid aus ihrem Boudoir ins Nebengemach.

Van Booren war heimgekehrt, früher, als sonst. Als er erfuhr, dass Dr. Gurten da sei, ging er in

den Saal. Albert begegnete ihm schon.

„Ihre Gemahlin ist gesund und munter. Die bedarf einstweilen meiner nicht. Ich gratuliere, Herr Kommerzienrat. Fassen Sie nur Hoffnung.“

Albert empfahl sich.

Ein heiteres Lächeln huschte über die pergamentenen breiten Züge van Boorens. Er ging in sein Arbeitszimmer. Adelheid war im Augenblick wie verwandelt. Sie fühlte sich schuldig ihrem Gatten gegenüber. Aber nachdem der erste Sturm der Selbstanklage vorüber war, glaubte sie das innere Recht ihrer Handlung zu erkennen. Sie hatte in den Jahren ihrer Ehe schon zu lange gelitten und gegrübelt, um sich nicht zu sagen, dass man ein Unrecht an ihr begangen hatte, indem man ihre unwissende Jugend betrog mit einem Manne, wie van Booren, dem sie nur mit Widerwillen gefolgt war.

Bis zu jener verhängnisvollen

Stunde hatte sie den Kampf mit sich bestanden; aber nun, da sie unterlegen war, wollte sie auch ganz dem Manne angehören, der sie besiegt hatte. Sie wollte nicht stets vor einem Fremden erröten müssen, der sie erst wirklich zum Weibe gemacht hatte, der ihre geheimen Regungen und ihre Schwäche kannte.

Wie sollte sie vor ihrem ohnmächtigen Gatten bestehen? Sie wollte nicht ihr eigenes Kind einem Leben der Sorge und Schande überliefern, um ihre gesellschaftliche Ehre rein zu waschen. Diesen Gedanken hasste, verachtete sie. Sollte sie um den Preis makellosen Rufes ihr Kind einem Leben ohne Mutterliebe verkaufen? Nein, nimmermehr.

Ihr Gatte musste sie freigegeben, dachte Adelheid, und Albert, der das Höchste von ihr errungen hatte, was ein Weib zu geben vermag, musste nun auch die Folgen seiner Handlung mittragen.

Warum sollte nur die Frau dabei leiden?

Sie zweifelte nicht, dass Alberts Liebe sie mit offenen Armen empfangen werde. Sie wollte sein Weib werden. Aber warum redete Albert nicht?

So vergingen einige Tage, in denen Adelheid sich mit Entschlüssen und Fragen trug.

Albert kam nicht. Gäste gingen aus und ein, nur er, dem sie nun doch angehörte, war nicht unter ihnen.

Stundenlang sass sie am Fenster und spähte nach ihm aus. Wenn es im Flur klingelte, fuhr sie auf und schaute durch ihre Thür, immer vergeblich.

Wo blieb er denn? Reute ihn seine Handlung so sehr, dass er sich nicht zu zeigen wagte? Was half nun so schwächliche Reue. Sie glaubte schon bisweilen an ihm irre werden zu müssen. Sie spielte mit einem Revolver ihres Gatten und begann einen solchen bei sich zu tragen.

Vielleicht war Albert krank?

„Ich muss es wissen,“ quälte sie sich, „Gewissheit, Entscheidung vor allem muss ich haben. Niemand ist da, dem ich vertrauen könnte.“

Die schöne Frau fühlte sich elend, aber sie glaubte dieses Elend auf Kosten ihres stolzen Selbst vielleicht doch in ein Glück verwandeln zu können.

Das Leben liess ihr keine Ruhe.

Es war ein rauher, schläfriger Herbstabend, als Adelheid aus dem eleganten Portal ihres Hauses trat.

Sie glaubte ein frivoles Lächeln in den Mienen des Portiers zu bemerken, als dieser mit tiefer Verbeugung ihr die Thür öffnete. Die Kommerzienrätin war freilich noch nie bei solchem Wetter und in so später Stunde zu Fuss und allein ausgegangen.

Aber was kümmerte es sie; die Welt sollte ja ganz anderes erleben. Was würde es dann für Gesichter und Reden geben!

Das neblige düstere Wetter kam ihr recht. Sie eilte die Strassen

entlang, den Hut tief ins Gesicht gedrückt und verschleiert — zu ihm.

Dort war auch schon die breite Strasse. Mit Mühe unterschied sie die Nummern der Häuser.

„Dort also, dort!“

„Wie sollte es wohl drinnen aussehen? Im zweiten Stock. Es ist dunkel. Er ist von Haus. So erwarte ich ihn. Was weiss die Wirtin. Mag sie glauben, dass ich eine Kranke bin, die nach dem Arzte verlangt. Bin ich es nicht? O zum Tode verwundet! Und nur Du, Du kannst mir helfen, Albert. Du musst es. Bist Du nicht schuld daran, dass ich Hilfe brauche?“

Sie zögerte, ihre Kniee wankten.

„Wenn jemand bei ihm wäre? Vielleicht geht ein erleuchtetes Fenster auf den Hof. Es muss sein, es muss — o ich habe noch Kräfte. Zu wem gehst Du denn? Zu dem, der Dich liebt, zu dem, der um Deinetwillen einsam blieb, dem Du schon alles geopfert hast.“

„Wie kann er anders, als mit

heissen Küssen Dich in seine Arme schliessen. Du bringst Dich ja ihm.“

„Nein, mehr kann kein Mann verlangen.“

„Albert, wenn Du wüsstest, dass ich hier stehe, bange, zittere vor Deiner Thüre im Herbstwind, Du müsstest doch kommen. — Ach Du bist nicht da! Sagt Dir Dein Herz nichts, führt Dich keine Ahnung mir entgegen? Ich bin doch Dein Weib, Albert!“

Sie griff bisweilen in ihre Tasche und ihre Finger umschlossen krampfhaft einen Gegenstand, als wolle sie sich auf ihn stützen.

„Mut! O mein Gott! — Da rasselt es. Himmel — er ist es — Nein.“

Sie machte, als ginge sie vorbei.

Die Kalesche hielt, ein Herr stieg aus und ging hinein.

„Ist der Herr Doktor zu Hause?“ hörte sie ihn den Pförtner fragen.

„Nein, er wird aber bald kommen.“

„Sagen Sie ihm, dass er dringend erwartet wird.“

Er nannte Strasse und Namen;

dann kam er wieder heraus, stieg ein und der Wagen rollte fort.

„Keine Zeit verloren! O ich leide gewiss nicht minder, als jener Kranke!“ Sie eilte hinein und ebenso schnell die Treppe hinauf, bis sie atemlos vor einer Thür stehen blieb.

„Dr. Albert Gurten. Sprechstunde von drei bis vier.“

„O für mich gilt das nicht.“

Sie klingelte. Eine alte runzlige Frau öffnete.

„Ist der Herr Doktor zu sprechen?“

„Nein.“

„Aber er kommt doch bald?“

„Ich denke.“

„So erlauben Sie, dass ich warte, ich muss den Herrn Doktor noch heute sprechen.“

Die alte Frau sah sie etwas verwundert an, aber ohne zu antworten, stiess sie eine Thür auf.

„Hier, gnädige Frau.“ Sie zündete zwei Kerzen an und verschwand wieder geräuschlos.

„Woher wusste sie, dass ich jemandes Weib bin? Freilich, wie

dürfte ein Mädchen zu solcher Stunde hier allein verweilen. — Ich bin ja auch ein Weib, sein Weib.“

Ihre Blicke schweiften umher und fielen auf den Spiegel im Goldrahmen.

„Wie erregt ich ausseh, und umher ist es so feierlich.“

Die braunen Plüschmöbel mit den hohen Lehnen sahen sie steif und fremd an. Die flackernden Kerzen spiegelten heimtückische Lichter auf den goldverzierten Büchern wieder, die auf dem Tische lagen.

Was war das? „Ticktack“ heuchelte die Schwarzwälderuhr an der Wand so gemütlich und ruhig, als liesse das Eilen der Zeit sie unberührt.

Was raschelte da? Es war ein Vogel im Käfig, den das Licht aus seiner Ruhe aufgestört hatte.

Wieder schloss er die Augen und zog den Kopf in die Federn zurück, um weiter zu träumen.

Es krabbelte. Eine Maus guckte

neugierig hinter einem Stuhlfuss hervor, huschte über den Boden und verschwand hinter einem Schrank.

Da klingelte es. Adelheid erhob sich. Sie wartete, lauschte in atemloser Spannung.

„Eine Patientin? So spät? Ich habe Eile,“ hörte sie Albert sagen. Nebenan. Gleich.“

Die Thür öffnete sich.

„Frau van Booren!“

Sie ward kalt und heiss.

„Adelheid, Deine Adelheid!“

„Mein Gott, was giebt es? Was ist geschehn?“

„Albert, kommst Du mir nicht freundlicher entgegen?“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Wie soll ich Dich verstehen, da Du so befremdet vor mir stehst? Albert, weisst Du denn nicht mehr, was geschehen ist?“

„Doch kein Unglück?“

„Ein grosses — nein, es braucht keines zu bleiben. In Deiner Hand steht es zu sühnen, was wir gefehlt haben.“

„Was verlangst Du von mir?“

„Albert, Du fragst noch? Bin ich nicht Dein Weib.“

„Adelheid, besinne Dich; Du bist die Gattin van Boorens.“

Sie lachte böß auf.

„Das war ich nie! frevle nicht an Dir selbst. Nicht tote Formen dürfen unser Leben bestimmen. Albert, wenn Du wüsstest, was ich gelitten habe. In jener Stunde hast Du mich durchschaut. Du hattest leichtes Spiel und Du hast mich gefangen. Ich klage Dich nicht an. Es musste so kommen. Du hast mich zum Weibe gemacht. Jetzt will ich die Deinige sein, offen vor aller Welt.“

„Aber Adelheid, welchen Grund für eine Scheidung hast Du?“

„Ist Treulosigkeit kein Grund? Er wird mich nicht nur lassen, verstoßen wird er mich, wenn ich es offen bekenne.“

„Aber um des Himmelswillen Du weißt doch, wie Du Dich dadurch blosstellst.“

von Kupffer, Ehrlos!

5

„Ich weiss es und fürchte mich nicht.“

„Adelheid, ich begreife Dich nicht; warum willst Du Dich ins Elend stürzen? Du liebst mich — wohlan, das können wir auch ohne so grosse Opfer.“

„Wie meinst Du das?“

„Du bleibst van Boorens Gattin. Deshalb können wir uns doch lieben“

„Das nennst Du Liebe?“

„Mein Herzensweib, Du wirst hier stets ein Heim finden; aber...“

„Aber ich bleibe vor den Menschen um der lieben Ehre willen die Gattin jenes Geschöpfes. Nein; wozu soll ich wie eine Verbrecherin mir meine Liebe erschleichen? Habe ich kein Recht an das Leben? Wozu sollen wir heucheln? Ich sage Dir, ich scheue das Urteil der Menschen nicht mehr. Ich lebe für mich, nicht für das feige Urteil der Menge.“

„Du vergisst, dass ich eine öffentliche Stellung habe, der ich Rücksicht schuldig bin.“

„Nahm ich auf mich Rücksicht, als ich mich Dir hingab?“

„Ich zwang Dich nicht.“

Sie zuckte zusammen und wurde bleich.

„Albert, Albert, ist das Deine Liebe! Vergisst Du ganz, dass ich vielleicht Mutter werde. Was soll dann sein?“

„Darüber sei ohne Sorge. Ich werde für die Erziehung des Kindes sorgen lassen.“

Adelheid glühte vor Erregung.

„Glaubst Du, dass ein Weib so erbärmlich liebt, dass eine Mutter ihr heiligstes Glück dem Ersten Besten vor die Füße wirft?“

„So giebt es noch andere Wege, Dir ein Kind und die Sorge um dasselbe zu ersparen.“

Wieder ballte ihre Hand sich in der Tasche, das tötliche Spielzeug umklammernd.

„Albert!“

„Es geht nicht anders, Adelheid, ich kann meinen Ruf nicht ruinieren, wo ich emporkommen will. Mir

5*

würde keiner mehr Vertrauen schenken. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Ich habe Eile, Adelheid. Ein anderes Mal . . .“

„Keine Sekunde Aufschub!“ Sie würgte an ihren Worten. „Du bringst mir kein Opfer? Du bleibst dabei?“

„Halt mich nicht auf!

„Antworte!“

„Ich gab Dir schon Antwort. Es geht nicht. Lebewohl!“

Er wollte hinausgehen.

„Elender!“ tönte es ihm entgegen. Sie hatte die Waffe hervorgezogen und ehe er sich besinnen konnte, traf ihn die Kugel aus der leidenschaftlichen Hand.

Die Waffe fiel klirrend zu Boden.



// Verlobt. //

In dem Hotel einer südrussischen Stadt herrschte grosse Aufregung. Einen jungen Mann, der vor wenigen Tagen aus dem Norden angekommen war, hatte man leblos in seinem Zimmer gefunden. Der Fremde, dessen vornehme Erscheinung keinen Verdacht aufkommen liess, hatte noch nicht einmal seinen Namen eingetragen; niemand wusste, wer er war. Bald hatte der unerwartete Schuss das ganze Haus in Bewegung gebracht.

Alle Hilfe war vergeblich, die wohlgelenkte Kugel hatte die Schläfe getroffen.

Neugierige Hände tasteten bald an der jugendlichen Leiche umher,

deren blasse, schmerzhaft Züge und gebrochene Augen das Rätsel nicht mehr entschleiern wollten. In seiner Tasche fanden sich wenige Rubel vor. Also Geldmangel hatte ihn zur Verzweiflung geführt? Wer hätte das ahnen können.

„Wie dieser frivole Leichtsinn um sich greift, es ist eine Schande,“ schalt der Gastwirt, wohl aus Ärger, dass ein so heikles Ereignis sein Haus entweihte.

„Gott verzeih's ihm,“ sagte der alte Doktor, der mit der Untersuchung fertig war, „es wird ihm bitter genug geworden sein.“

„Ach was!“ brummte der Wirt. „Findet sich denn nichts, irgend ein Schein? Er wird doch noch Anverwandte haben.“

Ein Häuflein Asche lag auf dem Boden vor dem Ofen. Er hatte seine Papiere verbrannt.

Aber was thut uns sein Name? Etwas fand sich doch — ein kleines Buch mit Blättern, die hin und wieder beschrieben waren. Lassen

wir den Toten selbst reden. Er wird es uns verzeihen, vielmehr, er wird uns dankbar sein. So blättern wir.

Riga den 14. April 1890. Ich will Dich lieben, ja ich will es, denn Du bist liebenswert — Du sollst es sein.

O welches Rätsel ist die Natur und ich selbst bin mir das grösste. Gott, die Natur durfte doch nicht irren!? — Ich habe endlich eine Stellung, ich bin mein eigener Herr. Bisher wiegte ich mich nur in Träumen, weil mir die Thatkraft fehlte. Werde ich sie nun haben? Werde ich meinen Pflichten nachkommen können? Ein Beamter soll ich sein. Ewig dasselbe Einerlei, schreiben und berechnen, berechnen und schreiben. Es ist wie eine Wanderung durch eine endlose öde Schneewüste.

Und doch, du bist nun frei, du bist ein Mann. Du hast einen bürgerlichen Beruf. Der Beruf ist es, der den Mann macht, sagen mir die Leute. Wie ich dieses Wort hasse

— und doch, ich muss ein Mann sein, ich muss einer werden. Wirklich, als ob das so leicht möglich wäre. Unter Umständen — vielleicht. Für mich selbst arbeiten? Nein, nein ein Mann muss für jemanden arbeiten, schaffen — so wollen es die Leute. Maria, ich will Dich lieben, für Dich schaffen. Ich will endlich mein Haupt erheben können.

Ich will es.

Den 20. Wirklich ich glaube, es wird gehen. Es kann noch etwas aus mir werden.

Der Dienst ist bitter, er strengt mich an; ich zieh, wie ein Ochse im Joch. Wie liess es sich so sanft träumen. Fort mit euch, ihr früheren Tage! Du sollst begehren und nicht begehrt werden wollen. O ist es schwer gegen sich selbst zu kämpfen. Warum thu' ich es? — Frage nicht. Genug, es muss so sein.

Aller Anfang ist schwer. Aber Du wirst siegen, gewiss. Nur mit

etwas mehr Trotz in die Welt geblickt! Nicht so schüchtern, Hans.

Den 21. Endlich soll ich Dir nahe treten, Marie, endlich. Wieviel Tage bewegt mich der Gedanke schon, wieviel Nächte! Du erfüllst mein Gemüt — aber was ist das? Diese Unruhe, diese Angst? Dass ich sie los würde! Still, still, was foltest Du Dich selbst, ungetreues Herz.

Hans, sei ein Held! Deine Eltern werden sich freuen.

Ach was! Du selbst dürstest nach Liebe. Ja, ja, die Liebe spielt mit Dir. Du bist so sanft, so sehn-süchtig, so ängstlich, melancholisch — aber das ist Liebesstimmung, ganz gewiss, es ist nichts anderes, Du kanntest sie nur nicht. Du bist ein Mann

Marie, wirst Du mich glücklich machen? Wirst Du? O Marie, was wird das werden! Du bist doch sehr hübsch?

Den 22. Ob sie mir gefällt? Ob ich sie liebe? Welche Fragen! Martert mich nicht. —

Sanft, freundlich, klug, holdselig ist sie, tugendsam, alles, was ihr wollt, vielleicht das Ideal eines Weibes. Ja. Und das ist Marie?

Meine Marie? Wie fromm sie redet, wie ergeben sie thut. Schweige, thörichtes Herz; zu frühes Urtheil ist ungerecht.

Den 24. Wie die Eltern sich freuen. Hörst Du's, Hans? Die Bewunderung der Leute nennt sie lieblich und edel? So lange sahst Du sie nicht mehr. Die Zeit reift den Menschen. — Nur Du selbst bist nicht gereift, Du bist derselbe weichherzige Knabe geblieben, dessen Seele nach Ruhm und Anbetung dürstet.

Und Marie will umworben, will erobert werden. Wirst Du das können?

Wieder Zweifel, Zweifel an Dir selbst. Wo alles bewundert, kannst Du doch nicht kalt bleiben.

Nur jetzt kühn sein, erstürmungslustig, wie ein junger Feldherr! O das wollte ich noch. Die ganze

Welt wollte ich erstürmen und wäre sie von einem Heer von Amazonen verteidigt — aber langsam nur die Gunst erwerben, — nein, um die Gunst eines Weibes werbe ich nicht. Wenn sie mich liebt, warum schweigt sie so hartnäckig, warum deutet kein Wort mir an, dass sie mich bevorzugt, dass ich ihr begehrenswert erscheine?

Die tägliche Arbeit lastet auf mir. Aber lieber will ich arbeiten wie ein Tagelöhner, als vor einem Weibe auf den Knien liegen.

Den 26. Was wundert ihr euch, dass ich so kalt bin, wenn andere ihr den Hof machen.

Wetteifern soll ich? Mit denen? Knechtschaft heucheln? — Nie sagte sie mir noch ein liebes Wort. Bin ich soviel schlechter?

So schwer dachte ich es mir nicht. Teure Eltern, sollte Euer Blick je auf diese Zeilen fallen, so werdet Ihr wissen, was ich Euch zu Liebe that.

Bin ich nicht heimgekehrt? Meine

Freiheit habe ich aufgegeben, habe mich in das kleinbürgerliche Joch der Arbeit gespannt, und ich leide, leide, wie ein Märtyrer, denn ich bin nicht zum Lastentragen geboren.

Und jetzt? — Ich wollte mich ganz verwandeln, heute noch will ich es, denn mich verlangt nach Liebe — und wo finde ich sie? Die scheelen Blicke der Menschen quälen mich. Diese Menschen!

O Einsamkeit, Einsamkeit, du bist meine treueste Freundin, aber deine Umarmungen schmerzen mich. Ich bin ein Mensch, nur ein solcher, der leider zu tief empfindet.

Das ewige „Du sollst!“ tönt mir so hässlich in den Ohren. Ich kann nicht mehr einsam sein. Und ich liebe Dich doch, Marie. O ich will glücklich werden, glücklich, wie die andern es sind.

Den 27. Welch lebenswürdigen Bruder sie hat. Ich sah ihn nicht seit neun Jahren. Wie er aufgeblüht ist. Ja, wir sind gute Freunde. Ein Blick, und wir verstanden uns.

Walter, Du bist ein herzlicher Junge. Wie freundlich und offen tratst Du mir entgegen, wie schautest Du mich mit Deinen grossen dunklen Augen an, ganz anders, als Marie. Der Händedruck! „Du, lass uns wieder Freunde sein.“ Ja, das wollen wir. Aber Marie? Sie ist Deine Schwester, sie soll mir nun doppelt lieb sein.

Er will mir beistehen. Nein, er ist gar zu gut.

Walter, Walter, wenn Du doch — ach, was träume ich schon wieder! Das Papier ist verräterisch. Nicht alles soll es erfahren.

Den 28. Also morgen. Walter hat ernstlich mit ihr gesprochen. Wie mir das Herz klopft. Es ist gewiss nur Freude. Ich weiss nicht, was ich sagen soll. Noch heute sagte der Vater mir: Du kannst Dich glücklich schätzen, wenn sie Dir ja sagt. Ein so ehrbares Mädchen aus guter Familie . . .

Ja, ja Walter ist ein ausgelassener Junge.

Hans, nur noch diesen Schritt und man wird Dich beneiden. Dann wird alles anders werden. Sie wird Deine Liebe zu erhalten suchen. Sie wird Dich mit Fürsorge umgeben. Marie wird eine treue Gattin sein. Warte nur bis morgen, dann schmilzt das Eis.

Heute gehörst Du noch Dir! Von morgen ab lebst Du nicht mehr für Dich, denn Dich fesselt das süsse Band der Liebe.

Wenn nur Walter nicht fortzieht, mein einzig lieber Gefährte! Sein kecker Übermut und sein lebensprudelndes Wesen bannen meinen traurigen Geist. Er schenkt mir so reich aus seinem Jungbrunnen. Bin ich nicht selbst jung? Ach, meine Jugend ist ohne Sonnenschein!

Warte nur, warte ein Weilchen, Du wirst glücklich werden; warum sollte Dich allein der Himmel verstossen haben. Jetzt zieht der Frühling ins Land, warum nicht auch die Liebe? —

Den 30. War das die Liebe?
Ich bin verlobt.

Erfasst Dich kein Wonneshauer bei diesem Worte? Und dieses Wort ist doch der Inbegriff alles irdischen Jugendglückes. Den ersten Kuss habe ich von den Lippen meines jungen Weibes geraubt.

Sie ist meine Braut. So nah am Ziele. Hans, Du konntest noch etwas werden. Du hast es bewiesen. Berausche Dich in Deinem Glücke. Lass keine Zweifel in Dir aufkommen.

Wie ihr bangte vor meiner Berührung, und sie wusste doch, was ich ihr sagen würde. Sie ist die liebe Unschuld. Wirklich, ich habe ihr imponiert! Ich bin verlobt! Es ist so, kein Zweifel!

Den 4. Mai. Immer dasselbe. Sie ist scheu wie ein Sperling und zahm wie ein Lamm. Sie liebt mich — aber wie? Sie ist eine echte zarte Jungfrau aus dem Backfischroman, zurückhaltend und doch hingebend. Ja, Mutter, Du magst recht haben;

das ist sie. Aber zum Henker mit dieser Jungfernschaft! Sie ist mir lieb, wie ein Eiszapfen.

Bin ich in dieser vergangenen Zeit auch nur um einen Schritt vorwärts gekommen? Immer derselbe sanfte Ton, derselbe Aufschlag der Augen, dieselben gemessenen Bewegungen.

Wann sagte sie: Hans, Du bist ein reizender Kerl, reizend zum Küssen, und schlang ihre Arme um meinen Hals, es zu bestätigen? Immer nur heisst es: mein lieber Johannes, wenn nicht gar Herr Johannes, Du wünschest . . . Ja, ich wünschte, Du wärest minder jungfräulich, Du Musterbild!

Erscheine ich, so ist sie gewiss in die moralischen Vorlesungen ihres Herrn Vaters vertieft.

Dann heisst es: wie wunderbar, ja das ist gewiss so, . . . ewige Wahrheiten . . . Willst Du mir nicht einiges erklären? Man kennt das.

Was soll ich denn? Ihr immer

nachgehen? Jedes Liebeszeichen von ihr erbetteln, während sie dasitzt, wie eine hölzerne Madonna aus dem Mittelalter. Ich bin kein Venerant dieser langweiligen Puppen. O Walter, Walter, wenn Du nicht wärest, es wäre zum sterben langweilig. Wenn Du mir neckisch einen Kuss raubst, wenn Du scherzend mit mir durch die Felder streifst, das ist Leben. Jede Laune von Dir ertrage ich gern; der Übermut steht Dir gut. Ich mag nicht lange bitten. Und Du verstehst so hübsch um Verzeihung zu bitten, lieber Wildfang. Aber Marie, die heilige Marie ist meine Braut. Vergieb, es ist Deine Schwester. Du grollst mir doch nicht?

Den 8. Mai. Walter will fort! Marie ist immer dieselbe.

Wie sollte auch ein Mensch sich verwandeln können. Bin ich nicht derselbe geblieben, immer derselbe: nach Liebe dürstend, in Träumen lebend, unter der Arbeit seufzend, und einsam, obgleich ich eine Braut
von Kupffer, Ehrlos!

habe. Kann ich ihr sagen, was ich fühle? Gott bewahre. Dies sittsame wohlerzogene Ding würde sich entsetzen. O diese Erziehung! Nur immer alles verschweigen und seine Kinder wie Puppen aufziehen, so dass sie von den grossen Rätseln des Lebens soviel wissen und verstehen, wie die Larve des Käfers von der Mainacht, in der er schwirren soll.

Was fang ich mit ihr an? Marie kann mich nicht verstehen. Diesem Lämmchen werden keine lüsternen Hörner wachsen.

Meine Arbeit wird mir lieb; sie ruft mich fort. Ach! — . . .

Den 10. Mai. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so grausam höhnisch in meinem Herzen nachklänge: Die Glückwünsche wollen kein Ende nehmen.

„Wie sind Sie zu beneiden. Welchen Schatz führen Sie heim (!) Ein so zartes, feines, echt weibliches Wesen.“ Jawohl, jawohl. Mir scheint das Ewigweibliche zieht uns hinab.

O diese Phrasen, die mir wie Dolchstiche ins Herz stossen! An diesem himmlischen Wesen musste ich mich vergreifen, ich, der ideale Träumer. Natürlich eine Partie, wie für einander geschaffen. So heisst es ja. Du kanntest Dich nicht, Hans, oder Du betrogst Dich. Wann habe ich sie zuletzt geküsst? Vor zwei Tagen. Selten genug geschah es. Du meinst, ich sei so kühl, Vater. An dem Mond erwärmt sich die Erde nicht. Ich bin nicht ideal, nein; wie ich dieses Wort jetzt hasse. Alle Unart der Welt ist mir lieber. Könnte ich doch so unartig sein, dass sie mich von sich stiesse. Aber das ist es ja, ich kann es nicht, und doch liebe ich die Unart, wie frische Frühlingsluft. Walter, in Dir steckt das, was ich brauche.

Marie ist Deine Schwester, aber sie gleicht Dir, wie der Mond der Sonne. Die Sonne macht mich lebensfroh, die Sonne regt meine Sinne an, sie erwärmt mich, erweckt mei-

nen Schaffensdrang. Du bist solch eine mutwillige Sonne.

Ist es nicht Frühling? Der Mai ist gekommen. Weisse Flocken fallen vom Himmel und decken die junge Erde mit einem Leichentuch.

Was redet ihr noch und wundert euch über das Regellose. Seht ihr es nicht, ihr weisen Stümper, die ihr Natur und Menschen zu kennen glaubt, wie sie eurer Regeln spotten?

Wie oft ist der Frühling kein Frühling, nein rauh und kalt, und der Winter milde und sanft. Giebt es nicht Frühlingsstürme? Deckt nur mit eurem bleichen Tuch der Sitte das blühende Leben zu. Manche Knospe verwelkte, weil sie des Sonnenscheins, der Liebkosung bedurfte, doch Regen und Wind sie zerzauste.

Ist denn des Menschen Seele allein so an der Oberfläche, dass man ihn nach langen und kurzen Haaren, nach simplen Gewohnheiten klassifizieren kann? Wo hört die Pflanze auf und wo beginnt das

Tierreich? Wagst Du das zu sagen, mein Allweiser, wenn Du in's Buch der Natur Deine forschende Nase gesteckt hast? Freund — eher Feind der Natur — die Farbenskala der menschlichen Gefühle ist unendlich, aber Dein Auge ist blind und Dein Geruch ist stumpf geworden . . .

Hans Du träumst wieder. Die Welt wird nicht anders. Sie will betrügen und betrogen sein. Die Lüge ist des Menschen liebstes Kleid, in dem er sich zu Hause fühlt. Nur wenige schämen sich nicht in dem Feiertagskleid der Wahrheit, denn es ist spinnweben, und Schönheit wie Hässlichkeit schauen hindurch. Die Menschen wollen aber gleich sein, wenigstens gleich scheinen.

Nur zugeheuchelt! Und ich heuchle mit.

Marie Du dauerst mich fast. Ich betrüge Dich. Es ist unrecht, dass ich so vielen den Rang ablaufe, die Dich glücklich machen könnten. Thu ich denn das? Ein heimtückisch

gefälliges Schicksal hat Dich mir in die Arme gespielt.

Walter, was thatest Du! Bat ich Dich nicht. Ja, ich that es. Du warst mir gut, und Marie ist Deine Schwester. Was weisst Du auch, was meine Brust nun bewegt. Darf ich's Dir sagen? Es geht nicht. Ich muss hinein. — Was ist Unrecht? Unrecht wider Unrecht! Walter, wenn Du nur bliebest. Ach, was wird das werden!

Den 12. Mai. Zu kühl, zu zaghaft findet sie mich. Marie, was willst Du von mir? Soll ich täglich von neuem um Dich werben? Und das soll das Los meiner Ehe sein? Welche Hölle ersann diese Qualen und nannte sie entzückend!

„Wenn man den Männern zu sehr entgegen kommt, werden sie übermütig, nachlässig, verlieren sie das Interesse, man muss sie täglich von neuem anspornen,“ so etwa war es. Mit Ausnahme meine Dame, mit bedeutenden Ausnahmen. Suche

Dir den Fanten, Marie. Das empört mein innerstes Empfinden.

„Die Männer!“ als ob das rohes Obst wäre, das immer gleich schmeckt.

Thu, was Du willst, aber lass auch mich meine Wege gehen! Immer fremder wird mir die Welt, die sich die menschliche nennt. Meine Gedanken, ihr seid meine Freunde, denen ich vertraue.

Wem darf ich's sagen, was mein Herz bewegt? — Niemandem. Und ich thät es so gerne. O nur einmal! Dir Walter — ach, sie ist Deine Schwester.

Marie, ich wollte, Du wärest wild und tadelnswert, ich wollte, ich hätte Dir stündlich zu vergeben; aber diese anspruchsvolle Bescheidenheit, die man hier Weiblichkeit nennt, macht mich elend, rasend. Ich kann es nicht . . .

Den 15. Mai. Man zwingt mich. O es ist grausam!

Dieser moralische Zwang erdrückt mich.

„Bessere Aussichten eröffnet man

Dir. Du musst Dich entscheiden. Welche Zeit sollen wir ansetzen? Jetzt kannst Du Dir ein Heim gründen, freue Dich, Hans. Wie oft verlangte Dich danach. Nun hast Du es. Wie, Du zögerst?“ Das ist die Sorgsamkeit der Anverwandten, der lieben Sitte. Solch eine Liebe des Blutes kann trivial werden, ja lästig.

„Ist es nicht Wahnsinn, sein eigenes Glück hinhalten zu wollen?“ Aber wer sagt euch, dass es ein Glück für mich ist? Wenn ich so reden dürfte; aber ich darf es nicht: das ist mein Elend.

Ich muss diesen Engel begehrenswert finden, ich muss Gründe und Ungründe erfinden, um das vermeintliche Glück mir vom Halse zu halten.

Wie lange werde ich das können? Über kurz oder lang . . .

O, o, was geht es euch an, ob ich glücklich werde!

Du bist ja verlobt, Hans, vergiss das nicht. Welchen Grund hast

Du, eine solche Perle von Dir zu werfen? Du entehrst sie. Marie, die arme Marie! Was kann sie dafür, dass ich sie nicht lieben kann.

O Walter, Walter, warum hast Du mir das angethan, böser schöner Genius!

Man muss sein Wort halten oder man ist ehrlos.

O warum kann ich's nicht sagen, dass ich Dich nicht liebe.

Warum ich es nicht kann? — Wozu muss es diese Kämpfe geben? Gott, Gott auch du verdammt mich.

Den 17. Mai. Das ist wider menschliches und göttliches Recht, nicht dass ich so bin, sondern dass man mich zwingt, anders zu sein, als ich bin. Ich bin, wie ich bin, und wenn ihr anders seid, so rühmt euch dessen nicht. In allem soll man den Stempel, den die Gemeinschaft einem aufdrückt, tragen.

Ihr seid unwahr, ihr habt mich belogen, darum muss ich euch jetzt täuschen. Ich traute euch, ich

warf mich dem Schicksal in die Arme, das ihr ehrlich, bürgerlich, zufrieden nennt. Geachtet und ruhig wollte ich werden. Ich lechze noch eben nach dem, was mir fehlt. Was ihr mir aufzwingen wollt, ist für mich tiefes Elend.

Hinweg mit dem Joche! Ich spotte eurer. Werde, was da wolle.

Den 20. Mai. Der Tag ist bestimmt.

Wohin fliehe ich? Keine Rettung! Das Gespenst meines Glückes schreckt mich.

Marie, wenn Du wüsstest, was Du mir bist, Du würdest selbst entsagen. Ich achte Dich, werde glücklich. Zwinge mich nicht zu dem, was ich nicht vermag.

Du kämest im langen Schleier, mit dem Kranze auf dem Haupt, sittsam, mit gesenkten Augen, sprächest kein Wort, als ein zitterndes „ja“ — und daneben stünde Walter mit dunklen blitzenden Augen, schelmischem Lächeln, mutwillige Lebensfreude im Antlitz — Marie,

ich würde Dir untreu. Meine Gedanken wären nicht bei Dir. Du müsstest Dich über die Kälte Deines Gatten beklagen. Du verständest mich nicht. Du würdest Dir Vorwürfe machen, Du würdest Dich verlassen fühlen, Du würdest mich fragen, ob Du unrecht gehandelt, und ich — das soll nicht sein!

Dieser Betrug ist grausam. Wem zu Liebe bringen wir dies Opfer? Der Ehre, der Gesellschaft.

Was werden die Menschen dazu sagen? Ein Mädchen, das im Stich gelassen wurde. Pfui! Warum? Dahinter muss doch etwas stecken.

Arme Marie! fragt man mich, darf ich die Wahrheit sagen? Nein. Ich bin verloren — rettungslos.

Den 22. Mai. O diese Tage! Man kann die Stunden zählen. Ich möchte bleierne Gewichte an jede Minute hängen, damit sie nicht so dahinstarrt; ich halte sie nicht auf. Näher und näher rückt das Verhängnis.

Wohin, wohin?

Nur fort, fort!

Marie vergieb. Vergebt mir Eltern.
Lebewohl, Walter, lebewohl!

Auf der Reise den 24. Mai. Eine
Geschäftsreise, nichts weiter —
glaubt es nur. Ich kehre nicht
wieder.

St. Petersburg, den 25. Mai. Jetzt
spähen sie nach mir, vergeblich.
Hoffentlich vergeblich. Und doch,
wenn jemand mir nachkäme, mich
retten wollte? Ach, sie können es
nicht.

Auf immer getrennt von Dir!

Ich bin so einsam. Dieses Ge-
wühl von Menschen. Diese fremden
Gesichter. Kein Gefühl für mich!

O wie entsetzlich ist es so ein-
sam zu sein! Das Herz ist so zer-
rissen — eine tiefe Wunde.

Deine liebe Hand, Mutter, strei-
chelt mich nicht. Wozu brachtest
Du mich zur Welt, in diese Welt,
die mich vor Weh sterben lässt?

Wo ist Dein munteres Lächeln,
Walter! Nie, nie mehr wirst Du
mich heiter und lebenswarm machen

Soll ich heim? — jetzt nicht — einmal — vielleicht.

Hans Du bist bei Dir, also bist Du nicht einsam. Unterhalte Dich. Es giebt viel Fremdes in der Welt. Was habe ich nicht heute gesehen! Auch diese granitenen Mauern, die den wilden Strom eindämmen, hat die Willenskraft geschaffen. Wieviel vermag sie!

Moskau, den 27. Mai. Ach, ich habe keine Kraft. Mein Feind bin ich selbst, meine Einsamkeit. Wenn ich nur leben könnte! Wie lange geht es noch. O dass ich reich wäre! Aber so . . .

Gold ist die beste Wundsalbe.

Wie die Menschen mich anschielen; als ob ich ein gemeiner Verbrecher wäre. Man wird mir nachsetzen. Man hat mein Äusseres beschrieben. Man hat eine Belohnung auf meinen Kopf gesetzt.

Ich mag nicht mehr unter Leuten sein.

Wenn sie mich jetzt fänden. Soll ich mich verspotten lassen? Ich?

O dass ich Gewalt hätte Eurer nicht zu achten, wie ihr meiner nicht geachtet habt. Ihr habt meine Persönlichkeit mit Füßen getreten. In Nacht und Nebel habt Ihr mich hinaus gejagt.

Und das ist Liebe? — Ich bin verlobt! Drei Wochen lang sind die Glück- und Segenswünsche auf mich nieder geregnet. Es ist eine Sündflut. Der letzte Funke in mir ist erloschen. Meine eigene Sanftmut widert mich an.

Den 30. Mai. Mir träumte, Marie sässe bei mir und warte auf meine Liebkosungen. Ich konnte nicht, mein Herz war kalt, meine Arme hingen starr herab. Walter, ich suchte Dich, doch vergeblich . . .

Kijew, den 31. Mai. Mein Hirn ist wie zermartert. Tausend Gedanken durchkreuzen es in wenigen Sekunden. Gedanken befriedigen mich nicht. Ich will leben. Ich habe einen Körper. Wer wird mich verstehen! Ein gebrochenes Herz mehr. Wen kümmert das! Ein ver-

ächtliches Mitleid, eine Kopeke Mitleid, das ist die Antwort.

Ich will kein Mitleid. Mitleiden will ich, nein, Mitfreude. Lebensfreude will ich.

Rede laut, verkünde offen, dass die geprägte Münze kein Wertmesser für die Dinge ist. Es ist nur hohler Schein.

Das ist ein Kampf gegen Windmühlen.

Ich bin ausgestossen, ich bin verachtet. Das mir?

Fort! Ich verachte die Verachtung der Menschen. —

Marie, um den Preis bist Du frei, ist Deine Ehre gerettet.

Unmöglich! Lieber tot, als lebendig begraben.

Ich bin verurteilt.

Odessa, den 1. Juni. Ich bin verurteilt.

Wieviel grübelte mein Hirn, aber es ergrübelte nichts, nichts, das mich retten könnte. Meine Mittel sind am Ende.

Marie, ich darf Dich nicht preis-

geben. Richtet die Läufe eurer Gewehre auf mich, ich will die tödliche Kugel erwarten. Mich langsam mit Nadelstichen töten zu lassen, in Sklavenarbeit dahinzusiechen, das vermag ich nicht. Ich habe Abscheu vor eurem Glücke.

O dass wir auf ehrlichem Boden lebten, ich wollte dahinstürmen auf Leben und Tod, siegen oder verbluten aus offener Wunde. Aber die Luft, die ich atme, ist vergiftet. Ich muss mich in ferne einsame Höhlen verkriechen.

Und das ist die freie Welt Gottes!

Grausame Willkür ist dein Gesetz.

Die Ehre, der ewige Drache lechzt nach unserm Herzblut. — Wie der Sonnenschein auf den Dächern flimmert. Decket sie ab, damit alles offenbar werde, was sich im Dunklen verbirgt. Sonne, versenge diese Dächer mit deinen Strahlen! O wie öde! . . .

Endlich wieder das Meer. Jetzt gehst Du vielleicht an dem Ufer

der Düna, vielleicht sucht mich Dein Blick in den Fluten. Du findest mich nicht. Ich habe Dir weh gethan? In Deinen lieben schönen Augen schimmern Thränen, schmerzlich zuckt es um Deine heiteren Lippen.

Du wirst mich vergessen, vergessen, wie man alles vergisst.

Den 2. Juni. Kein Schlaf, keine Ruhe! Diese forschenden Mienen! Alles verfolgt mich. Jeder Knecht ist hier Gedankenleser. Es ist kein Leben mehr.

Walter, Du sollst alles wissen, und dann —

5 Uhr. Das Urtheil ist gesprochen. Ich muss sterben.

Ich besitze nichts mehr, als diesen einen Wunsch.

Für die Rechnung ist noch Zahlung zu leisten, dann sind die Taschen leer. Ihr suchet mich vergeblich. Niemand soll hier wissen, wer ich bin. Alles ist verbrannt.

Dieses namenlose Zeugnis lasse von Kupffer, Ehrlos!

ich euch, als Beweis für die Foltern
unserer erleuchteten humanen Zeit.

Vorbei, alles vorbei! . . . —“

Der Rest ist Schweigen, sagt
Hamlet.



Der Nebenbuhler Gottes.

Der Sonnenschein warf sein goldenes Netz auf das blaue tyrrhenische Meer; bisweilen schimmerten die Wogen wie flüssiger Smaragd. Von den grünen Hügeln leuchteten die weissen Häuser wie freundliche Sterne. In den Palmenkronen flüsterte der Westwind. Ein leises Ahnen zitterte in der Luft — aber wovon? Lucius wartete im Schatten eines Kamelienbaumes, dessen glutrote Blüten ihn mit süsser Leidenschaft anblickten; aber sie quälten ihn. Die schöne Einsamkeit wurde ihm unerträglich. Er sehnte sich nach Cäcilia, nach Liebe, nach Genuss — und Cäcilia kam nicht, kam immer noch nicht.

Warum liess sie ihn warten? Liebte sie ihn nicht mehr? Wozu war denn das Leben da, wenn man es nicht genoss. Mehr als einmal hatte er es sich gesagt, aber es lockte ihn nicht, sich an der käuflichen Lust zu berauschen.

Er verurteilte sie nicht, aber er verachtete sie. Für Gold liess sich alles erkaufen und Gold hatte er, der Sohn des reichen Senators. Aber er wollte ein Herz besitzen, das ihm gehörte, von dem er sicher wusste, dass es allein ihn begehrte, liebte und bewunderte.

Er war so eifersüchtig wie ein Gott. Nicht mit Jupiter hätte er seinen Besitz geteilt. Der Gedanke, dass ein anderer ihm gleichkäme, ihn ausstechen könne, war ihm verhasst, und darum hasste er auch den Wettstreit, darum blieb er der Politik fern, den Wünschen seines Vaters trotzend.

Er hätte weder um den Beifall des Volkes gebuhlt, noch um die Gunst des Cäsars. Ein Reich, in

welchem er allein herrschen konnte, welches kein Nebenbuhler entweihte, ja solch ein Reich hatte er sich gewünscht; und hatte er es nicht gefunden in dem Herzen Cäcilias, das so rein war, wie das unbeschriebene Blatt einer Rose?

O ich liebe Dich! Wie oft hatten seine Lippen dieses Bekenntnis begeistert gestammelt, seit er sie gewann; aber es war nicht bloß das Verliebtsein eines schwärmerischen Jünglings: er fühlte sich endlich als Selbstherrscher, als Gott.

Hier war seine Welt. Jetzt wollte er endlich seinen wilden misshandelten Sinnen Freiheit gewähren. Aber sie kam nicht. Und er hatte sich so sehr gewöhnt, seit jenem Tage sie immer um dieselbe Stunde an dem verlassenen Plätzchen zu finden.

War das nicht ein Tempel der Liebe, wie ihn Menschenhand nicht wunderbarer hätte schaffen können, und heute schien er besonders geweiht für das süsse Opfer, das ihm,

dem jungen Gotte, dargebracht werden sollte.

Siegesgewiss wiegte er sich in den berückenden Gedanken, die in all seinen Adern pulsierten.

Er sehnte sich nach dem endgültigen Siege, nach dem Weihepunkt seines priesterlichen Lebens, nach dem Genuss, den seine feurige Jugend sich bis dahin versagt hatte. Und jetzt sollte er warten, vergeblich warten?

„Wo bleibst Du, Cäcilia? In meine Arme wollt ich Dich schliessen, an Deinen Küssen mich berauschen. Du kommst nicht. Ich bin Dir nicht alles mehr — nein, ich bin Dir nichts mehr, als die andern alle.

Wo ist Deine Herrschaft, Lucius? Wer konnte Dich ausstechen? Gab es doch Einen, der gegen Dich gewogen verlockender war, für den, der Dich kannte?“

Jede Minute, die vergeblich hinschlich, schmerzte ihn nicht blos, sie verletzte ihn tief. Er kam sich

wie ein dummer Junge vor, den man beim naschen fremder Früchte ertappt hat.

„Ein Narr bist Du! und doch, ist es möglich? Kann dieses reine Antlitz Dir gelogen haben?“

Eine innere Stimme sagte ihm: wer jemanden auch nur einmal vernachlässigen kann, der liebt ihn nicht. Ein höhnisches Lächeln entstellte seine schönen Züge.

„Und ich konnte es glauben, dass sie mich liebt? Nächstens wird sie mir wieder zulächeln. Ha, sie soll mich kennen lernen! Ich erniedrige mich nicht. Kommt sie, die Falsche, kalt will ich sie von mir weisen. — Kann ich das? O kann ich kalt sein, wo ich einmal zu lieben begonnen? Ein Trugbild hat sich in mein Herz geschlichen. — Noch immer nicht?“ —

Die Sonne sank am Horizont und ein karminroter Streifen durchfurchte das stahlblaue Meer.

„Soll denn der Weg meiner Liebe so blutig werden?“

Ein Gedanke blitzte in ihm auf, er sah seinen Nebenbuhler vor sich, mit gezücktem Schwerte verfolgte er ihn. Es ging im rasenden Lauf durch die Strassen der Stadt, durch die Campagna, bis in die öden Berge. Plötzlich gähnte ein Abgrund, und der Feind war verschwunden. Er sah Cäcilia im Blut vor sich liegen, sie blickte ihn mit vorwurfsvollem Schmerze an.

„Was hab ich Dir gethan?“ frug sie. Lucius griff an seine Stirn; sie war fieberheiss, Spannung und Groll trieben das Blut.

„Vielleicht ist sie krank — und Du schiltst sie so?“

Er wurde plötzlich ruhiger. Lieber sollte sie tot sein, als dass er verschmäht war. Sie konnte ja aber gesund werden und dann war alles, alles gut. Er war entschlossen, am andern Tage wiederzukommen. Und er kam.

Er ging heim. Hier und da streiften nächtliche Gesellen und Frauen an ihm vorüber. Manche Stimme

rief ihm lockend zu, aber er hörte sie kaum oder beantwortete sie mit stummer Verachtung. Wie ein Träumer stieg er die Stufen zur väterlichen Marmorvilla hinauf. Der Ton einer Laute schlug an sein Ohr. Es war Chloë, eine Sklavin seiner Mutter; sie begrüßte ihn schmeichlerisch. Er stieß sie mit seinen Blicken von sich und schritt in sein Gemach.

Der laue Frühlingsabend war ihm zuwider, denn er mahnte ihn an die verfehlt Wirklichkeit.

„Cäcilia, Cäcilia, Du bist mein!“ und er ballte die Faust, als wolle er das Schicksal niederschlagen, das ihm zu trotzen wagte. Auf seinem Lager hing er noch lange den Sinnensbildern nach, mit denen seine gefangene Jugendkraft ihn verfolgte. Er wollte sie loswerden, sie dünkten ihm eine Fessel, die ihn zum Unfreien machen konnte; aber die Lust wühlte in seinen Eingeweiden und klammerte sich fest in seinem Gehirn. Den folgenden Tag verbrachte

er in fieberhafter Unruhe. Je näher die Stunde rückte, in der er wieder hinausgehen wollte, um so unruhiger wurde er. Was half es, dass er sich sagte: sie könne ernstlich verhindert worden sein. Wenn sie nun heute wieder nicht käme? War er dann nicht betrogen? Er betrogen! Selbst wenn er sich gerächt hätte, blieb nicht das beschämende Gefühl, dass man ihn gekannt, gesehen haben konnte und doch einen anderen vorzog?

„Ha, welcher Andere durfte es wagen, sich triumphierend mit mir zu vergleichen? — Ist es denn nicht möglich, dass ein anderer liebenswerter ist, als Du? Gleichviel, so räche ich mich — so kennt sie mich nicht.“

Er trat gerade an das Ufer des Meeres, auf dem wie gestern ein warmer Sonnenschein lag. Er spiegelte sich wohlgefällig in der Flut.

Gab es einen Jüngling, der schöner war, als er? Hatten nicht Körper und Seele sich in ihm in

Harmonie vermählt? Wer war sein Gegner?

„O ich möchte ihn sehen, um mich in der Verachtung des Elenden zu sonnen.“

Er warf die Toga zurück und streckte beide Arme gegen die Ferne zu.

„Ich bin es, ich!“ — Ein süßer Schauer durchrieselte seinen ganzen Körper.

„Jupiter, ewiger Jupiter, warum steigst Du nicht mehr herab auf die Erde und entführst die hinauf zu den seligen Höhen des Olympes, die, welche der Staub und die Kinder des Staubes beflecken! Phöbus Apollo, schöner Lichtgott, sende Deinen Wagen herab und lass mich die Sonnenrosse lenken, damit ich die Niedrigkeit versenge!“

Weder Jupiter noch Apollo hörten ihn.

Einen Augenblick hatte er wie verzückt gestanden, dann liess die Anspannung nach. Tief in seinen

Mantel gehüllt, schritt er langsam dem Orte zu, wo das Schicksal seiner harrete. Er wollte nicht früher und nicht später dort sein, als die Stunde der Zusammenkunft lautete, um nicht warten zu müssen, oder zu spät zu kommen. Da leuchteten schon die roten Kamelien und die goldgelben Blüten der Akazien, als hätte sie die Sonne geküsst, aus dem dunklen Grün der Pinien und Lorbeerbüsche.

Langsamer und langsamer wurden seine Schritte — er zögerte noch.

„Vielleicht sendet sie Dir einen Boten, wenn sie selbst nicht kommen kann? Ja gewiss das wird sie, oder sie that es schon. Vielleicht...“

Er trat hastig in die Laube. Jedes Fleckchen untersuchte er, jeden Zweig fast bog er auseinander, um ein Wahrzeichen ihrer Liebe zu finden.

„Nichts, nichts, wieder eine Täuschung! War es möglich?“

Er wollte sich hinlegen, sich einzuträumen versuchen. Vielleicht

kam sie dann und fand ihn schlafend. Er malte sich das Bild, wie er da lag im Schatten der Blütenbäume, die jugendschöne Gestalt auf der Toga, den Arm um das dunkellockige Haupt geschlungen, und wie sie herantrat und ihn träumend fand und den Schlägen seines Herzens lauschte und die süßen Träume von seinen Lippen las und endlich berauscht ihn küsste, küsste, bis er die Augen öffnete und sie an sich zog und ihr alles vergab, weil sie keine Schuld hatte. Er schlummerte wirklich ein. Als er aufwachte, nahte der Abend — er war allein.

„Cäcilia, — ich liebe Dich ja gar nicht“ — er bemühte sich zu lächeln — „Du bist es nicht wert, ich habe Dich nie geliebt, nein, nein, es war Täuschung — ganz gewiss. Oder bist Du krank, schwer krank? Ich muss Gewissheit haben. Was bangst Du, Lucius? Bist Du nicht mehr wert, als alle Mädchen der Welt, vielmehr. Und wenn sie Dich doch

liebt? Und der Tod schleicht an sie heran und nimmt sie Dir? Ha, könnte er das! — Und es wäre vorbei mit den schönen Stunden, Du wärest wieder einsam in dieser lebendigen Welt.“

Da lag sie blass und still. Warum musste er wieder daran denken? Welche Dämonen zerrten solche Gedanken in ihm hervor?

„Wozu blühen Rosen, wenn ihr Duft niemanden erfreut? Wozu ist Jugend und Schönheit, wenn sie nicht genossen wird? Wozulebeich?“

Er hüllte sich tief in seinen Mantel und eilte festen Schrittes heim. Entschlossen rief er seinen Sklaven und beauftragte ihn, einen Brief an Cäcilia zu übergeben und nicht ohne Antwort zurückzukehren.

„Wenn Du mich liebst, Cäcilia, so musst Du krank sein. Oder ist es möglich? Dein Lucius.“

Jetzt wollte er ruhig sein. Er legte sich auf das schwellende Polster seines Ruhebettes.

Ein lauer Abendwind fächelte

durch die blühenden Magnolien und trug ihren Duft in das stille Marmorgemach. War das Ruhe, was so unheimlich in seinen Gliedern brannte? War das der Herrscher, der die Entscheidung auf seinen Lippen trug? Er ertappte sich auf dem Wege ängstlicher Spannung; das steigerte seinen Unwillen, und der Unwille die Unruhe.

„Du wirst nicht sterben, nein, ich werde Dich in meine Arme schliessen, ich werde Dich glücklich machen. O ich bin dazu geschaffen, einen Menschen glücklich, selig zu machen wie ein Gott — und Du solltest das nicht wollen? Oder die ewigen Götter? Sie werden mir nicht trotzen, zu meinem Unglück nicht. Die ewigen Götter lieben mich. Ja, ihr liebt mich!“ rief er von Freude durchglüht, und seine Gewänder von sich werfend stürzte er in den Säulenbogen des Gemaches, durch den der Frühling hereinlachte. Der Abend umarmte mit rötlichen Strahlen seine schlanke

Gestalt. Die Blütenköpfe der Mantelbäume erglühten in zarter Schamröte. Er hob die Hände empor und betete: „Ewige Götter, die ihr Jugend und Schönheit schirmet, erhöret mich, lasset mich kosten ein unsterbliches Glück, lasset mich ein Cäsar sein, mehr als ein Cäsar! Lebewohl!“ Und er sandte einen Scheidekuss den letzten Strahlen Appollos zu, die in das tyrrhenische Meer versanken. Der Bote stieg den Hügel herauf. „Die Antwort!“ Lucius eilte in sein Gemach und hüllte sich in sein Gewand. Feierlich erwartete er den Sklaven. Eine Frage schwebte auf seinen Lippen, aber er unterdrückte sie. Der Sklave durfte nicht wissen, dass er leiden konnte, dass ihm bangen konnte vor dem Ausspruch irgend eines Sterblichen.

„Gieb her,“ sagte er ruhig, während sein Inneres bebte. „Nun geh. Lass mich allein. Ich brauche keine Hülfe.“

Zögernd, mit einem Gebet, öff-

nete er und las, — las, — las wieder. Denn — er hätte das Täfelchen von sich schleudern mögen, aber es konnte ihn verraten.

„Wie, sie ist nicht krank? sie liebt Dich nicht — sie spielte mit Dir? O, einmal liebte ich, und so schmäählich betrogen! Betrogen? Und das mir? Ich stehe hier noch und gebe mich dem Wahne hin, dass ein Weib lieben kann.“ Er lachte höhnisch.

„Wer wagte es, diesen Traum zu zertrümmern?“

Und wieder las er: Morgen an jener Stätte erwarte mich; ich will noch einmal mit Dir reden, da es sein muss. Vielleicht wird es Deiner Seele heilsam sein, Lucius. — „Hier stehen die Worte.“

„Solchen Spott wagst Du mit mir zu treiben, Cäcilia? Sollte ich Dich nicht jetzt vergeblich kommen lassen, Dich warten lassen, wie Du mich warten liessest, damit Du merkst, dass ich Dir grolle? Vielleicht erkennst Du dann, was ich Dir sein von Kupffer, Ehrlos!

konnte. Wenn Du nach mir seufzest, nach mir Thränen weinst, es soll mir recht sein. Und wenn Du dann Deine Arme voll glühendem Verlangen nach mir ausstreckest, wenn Du mir sagst: nur Du bist liebenswert, so will ich Dir verzeihen. Und doch — wenn ich nicht gehe und Du kommst nicht wieder? Wen werde ich finden, der mich liebt, so liebt, wie ich allein geliebt sein will? Ich dürste nach Schönheit, nach dem Genuss der Schönheit! — Ich konnte nicht verschmäht sein, nein; ich will gehen, Dich sehen und hören will ich, Deine Lippen sollen mir bekennen, dass ich mir selbst den hässlichen Irrtum eingeredet habe, verschmäht zu sein. Cäcilia, Du thatest es nicht. Fort ihr Gedanken! Ihr wollt mich betrügen. Ich will nur hoffen, ganz Hoffnung sein.“

Sein Herz ward plötzlich so voll, es hätte springen mögen. Er trat wieder in den offenen Säulenbogen. Der Mond war hinter den Hügeln

aufgegangen. Die Natur umher atmete nur Wonne.

Ihm war, als hätte ein Genius ihm alles Leid mit sanfter Hand von der Stirn gestrichen. Eine Weile lehnte er an der Bildsäule des Hermes, das lockige Haupt zurückgebeugt, und spann seine Träume in die Nacht hinaus.

Die Nacht verging, ohne dass Lucius sehr gelitten hätte. Er glaubte an den Sieg seiner Persönlichkeit.

Die Sonne schien hell in's Gemach, als Lucius erwachte. Er war wohl-gelaunt. Er hätte gar zu gern den Sklaven gefragt, ob er nicht in Cäciliass Blicken etwas gelesen habe, ob es Unruhe war, Angst vor dem Verlust seiner Liebe, oder ob sie schelmisch gelächelt habe über den gelungenen Versuch — aber wieder unterdrückte er die Frage in dem rechten Augenblick. Cäcilia liebte ihn, das schien ihm klar, denn er hatte ihr seine Liebe geschenkt. Anfangs hatte er etwas später zu

dem verabredeten Orte gehen wollen; damit sie nicht glauben könne, sie habe ihn in ihrer Gewalt, aber schliesslich war er doch zeitig auf dem Platze. Wieder sollte er warten? Sie triumphierte sichtlich über ihn, so dachte er, und grollend blickte er zum Horizont, wo sich dunkle Wolkenmassen zusammenballten.

„Soll ich diesmal wieder vergeblich ihrer harren, meine Narrheit in einem Regenschauer baden? Ha! Ich bin kein liebestoller männlicher Narr, der errötend den Spuren eines Mädchens folgt und die Hand noch küsst, die ihn schlägt.“

Da kam sie — Cäcilia. Ein weisses Gewand verhüllte die zarte Gestalt. Sie blickte scheu zu Boden, als sie vor ihm stand.

„Cäcilia, was sagst Du? Es war ein Scherz, nicht wahr? Du wolltest sehen, ob ich Dich wirklich so liebe? Nun ist alles wieder gut. Wie, Cäcilia, Du sagst nichts? Du umarmst mich nicht? Kannst Du so

kalt bleiben, wo Du mich wieder-
siehst? Cäcilia, so rede doch. Es
eilt, ein Unwetter zieht herauf. Sieh
mich an; meine Augen sollen Dein
Spiegel sein. Mein alles bist Du,
meine Priesterin. Opfre Dich an
dem Altar der Liebe. Die heiligen
Götter sehen es mit Wohlgefallen.“

Cäcilie bebte. Sie richtete ihr
Haupt auf, sah ihm mit aller An-
strengung fest in die Augen und
sagte:

„Lucius, uns siehet nur ein Gott,
der eine Gott, den ich über alles
liebe, dem ich mein Leben opfere.“

„Wer ist dieser Gott? O nenne
ihn mir, lass mich an Deinen schö-
nen Worten mich berauschen!“ unter-
brach er sie mit heftiger Leiden-
schaft. Die sonst so schwermütigen
Augen blickten siegeskühn, um die
vollen Lippen spielte ein verklärtes
Lächeln.

„Dich blendet ein Wahn, Lucius,
erkenne die Wahrheit. Dieser eine
Gott ist Jesus Christus, der sich

für uns, für mich geopfert hat, auf dass ich selig würde.“

„Der Nazarener!“ rief er und eine flammende Röte stieg in seine Wangen. „Du liebst diesen fremden Gott?“

„Ja, ich liebe ihn, den edlen Erlöser, ihm habe ich mein Leben geweiht, er ist der Bräutigam meiner Seele.“

„Er ist mein Feind, ich hasse ihn, er hat in mein Reich sich geschlichen. Weshalb liebst Du ihn?“

„Weshalb?! Du kannst mich so fragen, weil Du nicht ahnst, welche Wonne es ist, diesen Gott in seinem Herzen zu tragen, der uns alle gleich liebt, ob wir reich oder arm, hoch oder niedrig sind. Du ahnst nicht, was er mir geworden ist. Ich könnte für ihn sterben.“

„Du liebst ihn, liebst ihn mehr als mich?“

„Ja, Lucius, ihn müssen wir über alles lieben. Ist er umsonst in mein Herz herabgestiegen? Hat er sich mir nicht geopfert? Du ver-

stehst den herrlichen Sinn nicht.
Du bist geblendet.“

Lucius reckte seine schlanke Gestalt empor, die schönen Augen funkelten vor Zorn, die Lippen pressten sich zusammen.

„Cäcilia, Du hast mich betrogen, Du hast mir Liebe geheuchelt. Du hast mir einen Altar errichtet, während Du in den Armen Deines Gottes mir tiefe Wunden schlugst.“

Cäcilia trat entsetzt und bleich einen Schritt zurück.

„Nur einmal konnte ich lieben und liebte so wahr! — und dieses eine Mal ward ich betrogen um meine Welt, um mein Glück. Die römischen Frauen schauen begehrlieh nach mir aus, aber ich verachte sie. Du, Du schienst mir nicht wie die andern zu sein. Sonst empfand ich nur Abscheu, aber zu Dir war es wirkliche glühende Liebe, und die frohen Götter lächelten dazu. Und jetzt — o es ist nicht möglich. Wo ist Dein Gott? Zeige ihn mir. Ist er schöner als ich,

ist er stolzer, herrlicher, hat seine Liebe edleres Feuer? Rede, welchem von den Unsterblichen gleicht er?“

„Keinem. Lucius, ich sah ihn noch nie. Er ist ein reiner Geist, er ist eine Lichtgestalt, die kein Auge sieht.“

„Solchen ungewissen Dämon der Nacht ziehst Du mir vor? In dunklen Höhlen verbarg er sich?“

„Du sollst ihn kennen lernen, Lucius; ich liebe Dich ja, nur musst Du mich nicht mehr begehren: ich bin die Braut des Himmels geworden.“

„Ich kenne keine Liebe, als die Liebe zu mir. An die blühende Rose habe ich das Recht.“

Cäcilia fasste sich ein Herz.

„Lucius, lerne ihn kennen, denn auch Dich liebt er; Du wirst ihn lieben müssen. Vielleicht hat er auch aus Liebe zu Dir mich sehend gemacht.“

„Glaubst Du? — Wo ist Dein Gott, führe mich zu ihm.“

Sie nannte ihm Ort und Stunde,

dann verschwand sie mit einem freundlichen Gruss. Er war nachdenklich geworden. Sollte dieser Nebenbuhler sein ärgster Feind werden — oder ... So ging er heim wie ein wandelnder Träumer. Kannte er diesen Gott? Nein. Was er von ihm gehört hatte, war, dass seine Anhänger düstere Sonderlinge wären. Er sollte ein Philosoph gewesen sein. Hatte doch ein Kaiser ihn unter den Göttern aufgestellt. Wollte er ihm blos sein Glück entreissen — oder ... Er wusste nicht, ob er ihn hassen sollte. —

Schon ward es Morgen. Lucius träumte: Cäcilia umarmte ihn, er wollte einen glühenden Kuss auf ihre Lippen drücken, da kam ein schöner Mann mit dunklen sinnigen Augen auf sie beide zu, trat zwischen sie, fasste sie bei der Hand und — Lucius erwachte.

Den Tag über war er in fieberhafter Aufregung und die Bilder jagten sich in seinem Kopfe. Als es Abend ward, hüllte er sich in

ein Gewand und schritt auf einsamen Pfaden dem Orte zu, den Cäcilia ihm bezeichnet hatte. Wie klopfte sein Herz. Was würde er dort finden? Es war ein öder, düsterer Gang, durch den er hinabstieg. Sein farbendurstiges sonniges Gemüt beschlich ein unheimliches Gefühl. Da trat er in einen weiten Raum, dessen dunkle Steinwände von dem matten Schein einer Öllampe erhellt wurden. Ernste Gestalten knieten dort in Andacht versunken, meist ärmliches Volk. Man bemerkte ihn nicht; er hätte gemeint, es müsse ein sonniges Licht von ihm ausstrahlen in diese Dunkelheit. Dort in der Nische stand ein hohes hölzernes Kreuz und daran hing eine todeswunde knöcherne Gestalt.

War das nicht Cäcilia, die jetzt ihr Gesicht umwandte? Wie bleich sah sie aus in diesem fahlen Lichte. War das noch ein Lächeln, das jetzt über ihre Züge flog? Es schnitt ihm wie ein kaltes Messer in den

Leib. Sah er auch so aus? Ward hier unten alles so farblos? Da ertönte ein Gesang, so feierlich ernst, so tieftraurig. Cäcilia hatte ihr Haupt wieder hinabgebeugt und betete und sang. War das die helle Stimme, die er einst am blühenden Ufer des Meeres gehört hatte? Sein Herz zog sich zusammen. Er regte sich nicht, er stand, als fürchte er sich, bei jedem Schritt in einen Abgrund versinken zu müssen. Die Minuten schlichen wie die Töne des Gesanges; kein Vogel störte sie mit vorlautem Triller. Greisenhaft erschien ihm die ganze Versammlung. Wieder wandte Cäcilia ihren Kopf.

„Wo ist er, mein Feind und Nebenbuhler, der Gott, den Du mehr liebst, als mich? Wo ist er, der mich lieben soll?“ fragten seine Blicke. Als hätte sie ihn verstanden, deutete sie auf das hölzerne Krucifix.

Lucius schauderte zusammen. War das ein Gott? Diese verzerrte,

elende Gestalt? War das der Tempel eines Gottes? Das war sein Nebenbuhler? Ha, was war er denn wert? Wozu diente seine Schönheit, wenn sie um solchen Preis verraten wurde? Hatte er nicht sich als die höchste Gabe zu verschenken geglaubt? Und jetzt — der sollte ihn lieben?

„Nein, nein, es ist Wahnsinn, riefer sich zu, dieser ist Dein Feind. Der kennt Deine Liebe nicht. Du, Du raubtest mir mein Glück — Du, kein leuchtender, schönheitsstrahlender Gott!“

Cäcilia blickte ihn eine Weile an, sie wollte den stillen Kampf nicht stören, den sie in seinem Wesen las; glaubte sie doch an den heiligen Sieg ihrer Sache. So verbarg sie noch einmal ihr Haupt. Verstummte nicht der Gesang? Es durchrieselte ihn wie Grabesschauer.

„Alles verloren! Und doch im trüben Verliess die Kniee beugen? Nein.“ Er schlich eilend hinaus.

Da schien die Sonne wieder im Westen! Er eilte, eilte, als folgte

ihm ein Dämon auf den Fersen,
bis die Stätte fern hinter ihm lag.
„Fort, fort, ich bin verraten!“

Da endlich das weisse Gestade,
das die blauen Fluten des Meeres
lieblosen! Dort auf dem Hügel aus
Lorbeer und Myrten ragt die Mar-
morgestalt des schönen Sonnen-
gottes. Dort hinauf! Rausche Du
Musik der Wogen, damit die fins-
teren Töne aus meinem Herzen
weichen. Alles verloren! — ver-
loren? — O nicht alles!“ Und
stürmisch umschlang er den Mar-
morgott.

„Du gabst mir zu sagen, wie ich
leide. Weh, weh, wenn diese Sonnen-
welt untergeht, wenn Deine Farben
verlöschen auf ewig in den weiten
Fluten, wenn niemand Deinen Auf-
gang und Untergang grüsst, der
Rosen über Meer und Himmel streut!
Rache, Rache an den farblosen
Geistern, damit sie unsere Liebe,
unser Leben nicht in finstere Mauern
bannen! Vernichtung, ewige Götter,
eh es zu spät ist!“

Der Feuerball verlöschte im tyrhenischen Meer.

Er sann und sann. „Verfolgen? Tod und Verderben — ihr? Es giebt keinen Ausweg, nein, nein.“

Schon spielte der Abendwind schmeichelnd um seine glühenden Wangen und in dem wirren Gelöck der Haare.

„Kein Ausweg — oder wir gehen unter — nein, nur Leben!“

Um den Hügel lagerte die Nacht und ihre Stille.

„Ich hasse Dich, ich hasse Dich — und Dich — Götter schützet euch und euren Liebling!“

Die Götter antworteten nicht; nur das Meer wogte im Gebet.

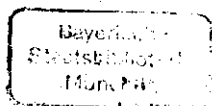
„Cäsar, Cäsar, räche mich!“

Er entschlummerte; sein gleitender Fuss stiess an einen Stein, der Stein rollte hinab und fiel plätschernd in die See. Er sank zu den Füßen Apollos hin.

Da fuhr er auf lichten Sonnenwagen durch den Äther, von feurigen Rossen gezogen. Jupiter drückte

ihm den Donnerkeil in die Hand und er sandte flammende Blitze hinab auf die Erde, um die düsternen Höhlen seines Feindes zu zerschmettern. Da stürzte er plötzlich von seinem Siegesgefährten hinab, tiefer und tiefer und — erwachte aus seinem Traum.

Seine brennende Wange schlug auf den kalten Marmor der unteren Stufe.



In demselben Format sind erschienen:

	Mk.
Dincklage, Fr. Frhr. v., Falsch gepeilt .	1,50
Eckstein, E., Die Spanierin. 6. Aufl. . .	1,—
Jensen, W., Ein Frühlingsnachm. 4. Aufl. .	1,—
Reichenbach, M. v., Die Freier der Witwe.	2,—
Wolzogen, E. v., Um 13 Uhr i. d. Christn.	1,—
Hopfen, Hans, Im Schlafe geschenkt . .	1,—
Perfall, A. v., Die Sünde. 20. Aufl. . .	1,—
Nordhausen, Richard, Urias Weib. 6. Aufl.	1,—
Schanz, Frieda, Die Alte	1,—
Niemann, August, Frauenliebe	1,—
Bayersdorfer, A., Heitere Jugendzeit . .	1,—
Eckstein, Ernst, Violanta, Roman. 4. Aufl.	3,50
— Die Zwillinge, 8. Aufl.	1,—
Nordhausen, Richard, Das Gespenst . .	1,50
Dincklage, Frhr. v., Anker geschlippt. .	1,50
Walter, Gerh., Hexe Loreley	1,—
Fliess, Erich, Die drei Erinnyen	1,—
Duncker, Dora, Loge 2	1,—
Hoesch, Lucy, Sie haben keine Ehre . .	1,—
Hopfen, Hans, Übereilte Werbung . . .	2,—
Fliess, Erich, Der Proboszcz	1,—
Eckstein, Ernst, Nervös. Humoreske . .	1,—
— Preisgekrönt	1,—
Blum, Max, Spässig Läuschen	1,—
Telmann, Conrad, Schlussnote	1,—
Reichenbach, M. v., Zwischen den Dünen.	1,—
Heims, P. G., Wandlungen	1,—
Nordhausen, Trumpf, Humor	1,—

Druck von Gressner & Schramm, Leipzig.

